24/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Wird die Erde überhitzt?

Expertengespräch über das Ozonloch

Karge Böden kosten Kraft

Stabile Versorgung im Steppenland?

Hundstage auf Kola

Wetterprognosen zwischen Weißem Meer und Barentssee

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Landwirtschaft
Auskünfte einer Traktoristin, eines Sowchosdirektors und eines Gebietssekretärs zum Lebensmittelprogramm **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Friedrich Wolf zum 100.
Der Schriftsteller als Diplomat **Seite 16**

Umweltschutz
Erdgasarbeiter und die sensible Tundra **Seite 20**

Interview
Die großen Herausforderungen an die Menschheit **Seite 22**

Luftfahrt
100 Jahre Tupolew: alle seine Hüte **Seite 24**

Memoirenserie
Erinnerungen von Heinz Felfe **Seite 26**

Geschichte
Zeugenvernehmung (1): Die russische Ansteckung **Seite 28**

Das Gesicht
Der Countertenor Jochen Kowalski **Seite 30**

Herbstfeuilleton
Karel Čapek: Die Vorbereitung **Seite 32**

Erzählung
Wladimir Tendrjakow: „Das Experiment“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Chljup und Krapa – eine Ferienabenteuergeschichte **Seite 40**

Märchenserie
Wer ist der wichtigste? **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

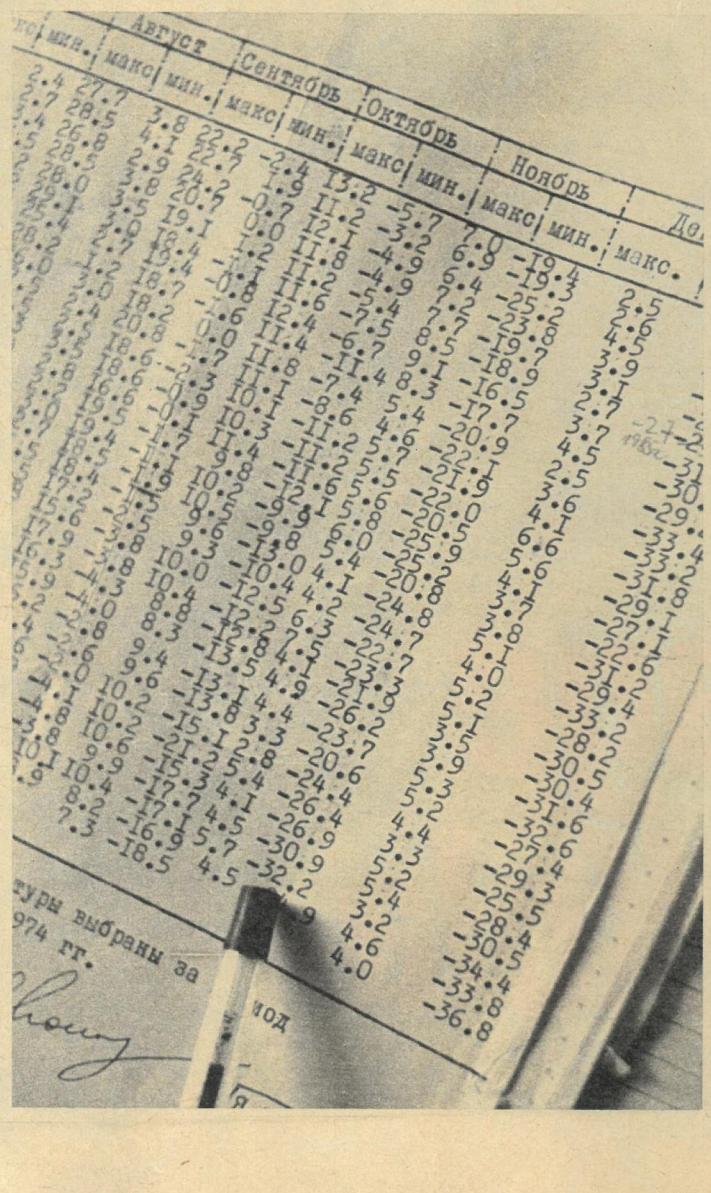
Film
„Der letzte Kaiser“ von Bernardo Bertolucci **Seite 46**

Sport
Marina Lobatsch: Die letzte Sprosse der Leiter **Seite 50**

Wissenschaft
Ozonloch im Widerstreit **Seite 52**

Titelfoto:
APN

Redaktionsschluß für dieses Heft:
14. 11. 1988

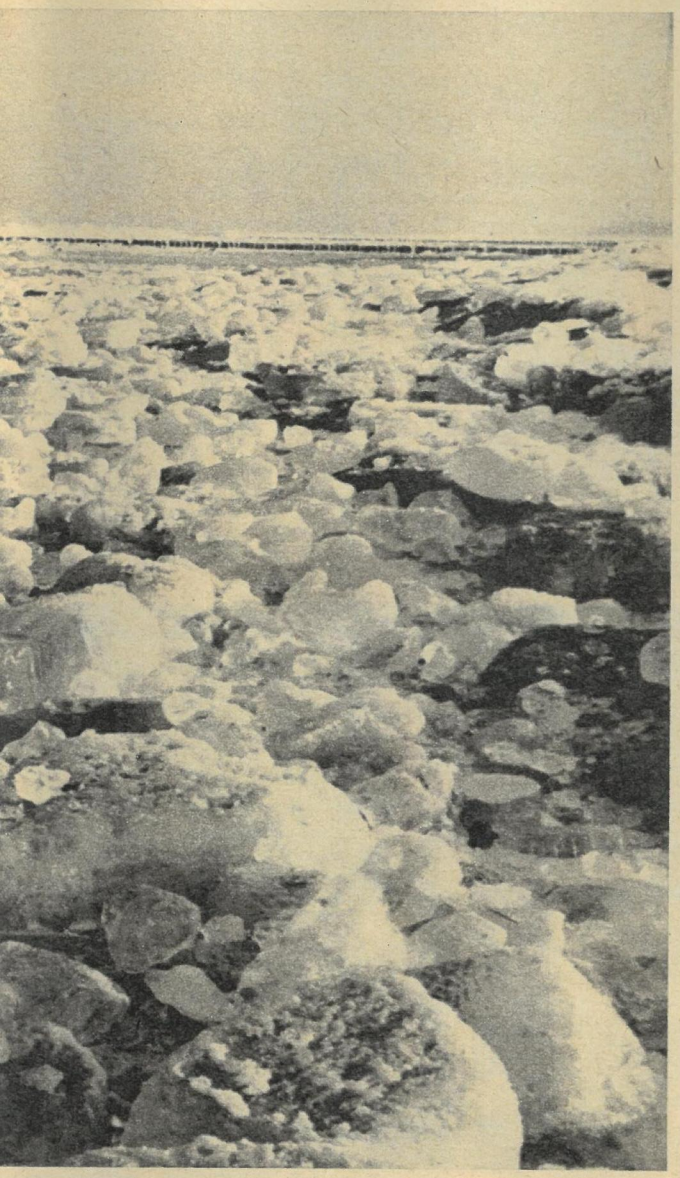


Winters stürmis

Vor riesigen Schneestürmen auf der Kola-Halbinsel warnte man uns, vor chaotischen Zuständen vor Ort. Doch wir ließen uns nicht beirren und flogen zur Erarbeitung einer Reportage nach Murmansk. Als wir in der größten Stadt der Welt nördlich des Polarkreises landeten, war von den gewesenen Schneestürmen derzeit nichts mehr zu sehen. Nur große, weiße Berge links und rechts der Straßen deuteten auf das abgeklungene Unwetter hin. Auch tags darauf war alles ruhig. Kein Windhauch trübte die Stimmung, zehn Grad minus streichelten die Luft. Selbst die Sonne strahlte scheinheilig vom Himmel herab. Im Morgengrauen des zweiten Tages aber brach erneut die Hölle los… Bei TASS liest sich das so: „Murmansk, 28. Oktober ’88: Die nördlichen Gebiete der Halbinsel Kola sind in dieser Woche zum zweiten Mal von starken Schneestürmen heimgesucht worden. Die Behörden waren gezwungen, die Straßen von Murmansk nach Poljarna, Nickel und Seweromorsk zu sperren und den Flughafen von Murmansk zu schließen. Der Schulunterricht sowie die Arbeiten in beiden Häfen von Murmansk und auf den Baustellen der Stadt wurden eingestellt.“ Fast zwei Tage lang büßten wir auf dem überfüllten Flughafen von Murmansk unseren Diensteifer ab, dann gelang uns durch ein kurzes Wetterloch die Flucht zurück nach Moskau.

Mein erster Weg führte mich hier ins Hydrometeorologische Zentrum der UdSSR mit seinen wissenschaftlichen Aufzeichnungen von Klima und Wetter (Foto links). Ob Stürme dieser Art zum normalen Wettergebaren der Halbinsel Kola gehören, fragte ich. „Zumindest für den Monat Oktober sind sie ungewöhnlich“, sagte Mark Nauschulier, der Leiter des Wetterlaboratoriums (auf dem rechten Foto rechts neben dem FW-Korrespondenten).

„Dieses stürmische Erwachen des Winters war auf einen kräftigen Zyklon, einen Wirbelsturm, zurückzuführen, der sich über der Barentssee gebildet hatte. Verbunden mit ergiebigen



ches Erwachen

Schneefällen tobte er in Murmansk über einen Tag ang mit Spitzen von 21 Me-ern pro Sekunde. Außer-halb der Stadt wurden 35 Meter gemessen." Gibt es diese plötzlich hereinbre-chenden Schneestürme – vom Oktober einmal abge-sehen – häufig? „Ja, das Wetter auf der Kola-Halbin-sel zwischen Weißem Meer und Barentssee ist sehr labil. Die kalten Luftmassen, die vom Nordpol und dem Nördlichen Eismeer her auf die Ausläufer des warmen Golfstroms in der Kola-Bucht treffen, sind verant-wortlich dafür, daß das Wet-ter unberechenbar ist." Wie berechnet man unberechen-bares Wetter? Ist es über-haubt möglich, exakte Vor-hersagen zu treffen…? „Na-türlich. Wir erhalten von über 400 Wetterstationen auf der Kola-Halbinsel täg-lich Daten. Diese Fülle der Angaben führt dazu, daß die Genauigkeit unserer 24-Stunden-Prognose mitt-lerweile bei 87 bis 89 Pro-zent liegt. Die Wochenvor-hersage bei 83 bis 85 Pro-zent. Ein Restrisiko bleibt immer…"

Bernd Siegmund

Fotos: V. Hohlfeld, V. Billeb (2)

Gedanken zum Gedenken

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

71 Jahre Roter Oktober; 70 Jahre Kommunistische Partei Deutschlands, 70 Jahre Novemberrevolution in Deutschland, bald 40 Jahre Deutsche Demokratische Republik: Von Leibeigenschaft und Bastschuh über Kollektivierung und Industrialisierung zum Sieg über Imperialismus und dessen Faschismus bis zum ersten Platz im Weltraum; vom „Gespenst", das in Europa umging, über Bismarcksche Sozialistengesetze, über Verleumdung, Verfolgung, Zuchthaus, Konzentrationslager, Schaffott und Emigration bis in den ersten sozialistischen deutschen Staat, in den ersten deutschen antifaschistischen Staat… Allen Bedrohungen zum Trotz, mit Prüfungen, blutigen Verlusten, Irrungen, Höhen und Tiefen: Es ist Sozialismus geschaffen worden zwischen Elbe und Wladiwostok! Wir bestehen vor der Geschichte. Nun geht unsere Republik auf ihren 40. Geburtstag zu. Damit ist sie zeitälter als das Hitlerreich und nur noch neun Jahre jünger als das Reich Bismarckscher Prägung.

Und die Sowjetunion? Ohne jedes wertvolle Jahr dieses Landes, ohne jeden sowjetischen Arbeits- und Kampftag – was wäre dieses Land zwischen Finnischem Meerbusen und Schwarzem Meer, Eismeer, Wolga und Ural, Barentssee, Amur und Stillem Ozean heute: Immer noch zaristisches Völkergefängnis? Kolonie imperialistischer Mächte?

„Wir durchliefen einen schweren, an Widersprüchen und Komplikationen reichen, aber großen und heldenhaften Weg." So die Einschätzung des Generalsekretärs des ZK der KPdSU in seiner Ansprache zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution. „Weder gröbste Fehler noch Abweichungen von den Prinzipien des Sozialismus konnten unser Volk, unser Land von dem Weg abbringen, den es mit seiner Entscheidung im Jahre 1917 eingeschlagen hat. Der Impuls des Oktober war zu stark!"

Wo wäre der Sozialismus in Deutschland ohne Oktoberrevolution, ohne den Sieg über den Faschismus? Ohne die kritische Aneignung sowjetischer Erfahrungen, angewandt auf unsere nationalen, historischen, sozialen, regionalen und ökonomischen Bedingungen?

Diese historischen Tatsachen wird kein Antikommunismus aus der Welt schaffen. Wir lassen unsere sozialistischen Errungenschaften nicht herabsetzen: weder im sozialistischen deutschen Staat, noch in der Sowjetunion, noch in anderen Staaten des Warschauer Vertrags, in Kuba, Volkschina oder Vietnam. Der Sozialismus ist und bleibt die einzige Alternative zur alltäglichen Unmenschlichkeit des Kapitalismus.

Ohne den Sozialismus – als Idee und Wirklichkeit, als Kraft des Geistes und Macht des Staates – würde die Wende zum Besseren stagnieren, würde die Welt wieder zurückfallen in Erbfolgekriege und Weltkriege um Vormacht und Marktanteile, um Unterdrückung und Ausbeutung rund um den Erdball. Und über allem das nukleare Damokles-Schwert!

Wo in unserem Jahrhundert in der Welt etwas besser geworden ist, sich entwickelt hat: Anstoß und Motor, Wissenschaft und Macht – das war der Sozialismus! Die unerläßliche Schaffung des militärischen Gleichgewichts als Voraussetzung für Abrüstung und gleiche Sicherheit; das „Neue Denken" (nicht in Sachen Ideologie und Konvergenz) in allen Fragen der Sicherheit, des Umgangs von Staaten unterschiedlicher Ordnung miteinander; friedliche Koexistenz: Alles ist sozialistischen Ursprungs!

Es bedarf keines „Neuen Sozialismus". Wir organisieren den historischen Prozeß tiefgreifender politischer, ökonomischer, sozialer und geistig-kultureller Wandlungen, der ständig neue Fragen aufwirft, die beantwortet und gelöst werden. Natürlich ist ein Prozeß, ist eine Entwicklung niemals etwas Fertiges und Abgeschlossenes. Stets gibt es neue Herausforderungen, die neue konstruktive Wege erfordern. Dabei sind Feinde des Sozialismus denkbar ungeeignete Ratgeber.

Gründung und Werden der Kommunistischen Partei Deutschlands erfolgte in dem Geschichtsabschnitt, der gebot: Die Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus erfordert die Herausbildung revolutionärer Parteien der Arbeiterklasse. Die erste Partei des neuen Typus war die der Bolschewiki. Ernst Thälmann machte die Einstellung zur Sowjetunion zur Gewissens- und Standortfrage.

Feinde des Sozialismus, namentlich solche, denen die Deutsche Demokratische Republik wegen ihrer Stabilität, Konsequenz und der Einheit von Prinzipienfestigkeit und Elastizität besonders schwer im Magen liegt; Feinde der deutsch-sowjetischen Freundschaft wollen uns heute Inhalt und Form dieser Freundschaft vorschreiben, was wir lassen und „abschaffen", was wir „übernehmen" sollen. So unmaßgeblich solche Stimmen sind, sei dennoch gesagt: Wir kopieren nicht, wir prüfen, wir tauschen unter Freunden Erfahrungen aus.

Die deutsch-sowjetische Freundschaft ist keine Einbahnstraße mehr. Wir arbeiten auf vielen Gebieten, vor allem in der Ökonomie und in der Wissenschaft, so eng zusammen, wie es das in der Welt noch nicht gegeben hat. Unsere Ausstellung in Moskau war für die Zukunft konkreter Ausdruck für Freundschaft und Zusammenarbeit.

Unterschiedliche Meinungen über den Weg zum Sozialismus sind nur natürlich. Über das Ziel herrscht deckungsgleiche Übereinstimmung. Von Fragen der Sicherheitspolitik oder den Ergebnissen des zweiten Weltkrieges auf deutschem Boden ganz zu schweigen.

Die deutsch-sowjetische Freundschaft ist nicht vom Opportunismus abgeleitet. Sie ergibt sich aus den Notwendigkeiten der Geschichte, des Friedens, der Ökonomie und des Sieges des Sozialismus. Für all das eint uns eine große Idee. Spaltungsversuche sind nach 71 Jahren Oktoberrevolution, nach 70 Jahren Kommunistischer Partei Deutschlands und im 40. Jahr der Deutschen Demokratischen Republik untauglich und lächerlich. Der Antikommunismus, obwohl aktiv, ist armselig und zum Mißerfolg verurteilt. Seine aggressiven Vertreter haben keine Chance, als Persönlichkeiten in die Weltgeschichte einzugehen.

Im Land der Bonsai-Chausseen

Auf der XIX. Unionskonferenz der KPdSU war es gesagt: Dem Gebiet Zelinograd in Kasachstan gelang es, die Lebensmittelproduktion – und damit die Versorgung der Bevölkerung – merklich zu verbessern. Im erfreulichen Unterschied zu benachbarten Landesteilen mit ähnlichen Voraussetzungen. Und dann der Artikel „Stadt ohne Schlangen" in der „Iswestija". FREIE WELT berichtete in letzter Zeit wiederholt aus dem Gebiet Zelinograd. Nun baten ihre Reporter um ein Treffen mit dem 1. Sekretär des Gebietskomitees der KPdSU Genossen Andrej Braun und verabredeten ein Wiedersehen mit der Traktoristin Natalie Gellert, Mitglied des ZK der KPdSU und Deputierte des Obersten Sowjets der UdSSR (ihr Porträt veröffentlichten wir nach dem XXVII. Parteitag der KPdSU in Heft 20/1986).

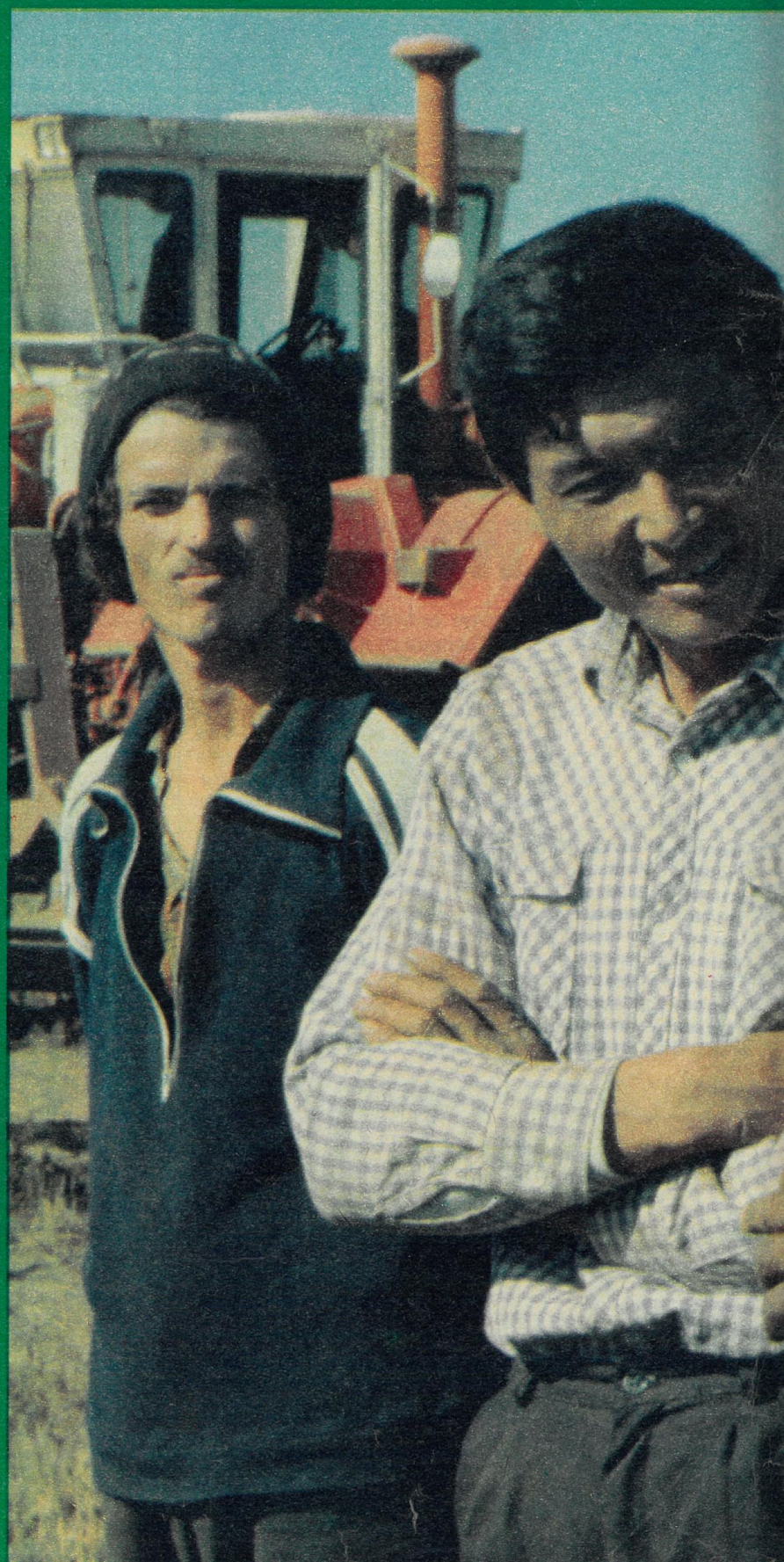
★

Herbstfarben ist die Steppe. Wunderschön, unvergleichbar, wenn grelles Sonnenlicht diese Pracht dem Beschauer vorführt. Glühend karminrotes Moos, fahles Gelb und letztes Grün, weißfiedrige Gräser, kastanienbrauner Boden. Salzflecken in den Senken reflektieren das Licht zu doppelter Helle…

Wir rasen über eine staubige Landstraße. Bis hierher hat der Asphalt nicht gereicht, jenseits des Straßengrabens spielt die Natur Bonsai-Gärtner. Das mickrige Gestrüpp dort besteht aus betagten Bäumen, denen das schroffe Klima täglich Dämpfer versetzt. Unterwegs zum Sowchos „Amangeldy", ins Dorf Urkendëu, wo, wie wir am Abend zuvor erfahren hatten, Natalie Gellert n i c h t auf uns wartet. Traurig war sie – auf eiliger Durchreise – in unser Zelinograder Quartier gekommen: „Wer wird nun die Manty essen, die ich vorbereitet habe?" Moskau hatte sie gerufen zur außerordentlichen Plenartagung des Zentralkomitees…

„Beim Mittagessen kam das Telegramm. Ich hatte einen freien Tag genommen und die Nachbarn fragten: Nanu, du bleibst zu Hause? Ich: Was soll sein, liebe Gäste kommen, bereite mich auf den Besuch vor. Nun bin ich doch Hals über Kopf auf Reisen…

Ja, was werden wir beraten? Gewiß Fragen, die schnell zu entscheiden sind, keinen Aufschub dulden. Unsere Parteiarbeit ist flexibler geworden, näher am Leben. Das ist schwerer, verantwortlicher, aber interessanter. Und effektiver."



Bonsai – viel Mühe wendet mancher bei uns auf, um durch klug dosierte Diät und spezielle Pflege Bäumchen von Miniaturwuchs zu züchten. Wir aber waren in einem Land, wo jahrzehntealte und doch nur knie- bis hüfthohe Pappeln, Birken, Akazien von Bonsai-Statur die Chausseen säumen. Schutzwaldstreifen hätten das werden sollen, doch die Verhältnisse, die sind nicht so in Kasachstan. Dort gingen wir Nachrichten auf den Grund, die aus der Landwirtschaft des Gebietes Zelinograd zu uns gelangt waren. Unsere Gesprächspartner hießen zum Beispiel Gellert und Braun – zwei von fast einer Million in Kasachstan lebenden Menschen sowjetdeutscher Nationalität. Der Sowchos „Amangeldy", wo unsere Fotos entstanden, sucht neue Wege zur Erfüllung des Lebensmittelprogramms.

Diese Reportage von Klaus Hurrelmann (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos) entstand in Zusammenarbeit mit der Zeitschrift „Sowjetunion".

Vier aus Natalie Gellerts Brigade. Die junge Traktoristin aber war zum ZK-Plenum in Moskau.

Im Land der Bonsai-Chausseen

„Gerade haben wir im Sowchos einen neuen Parteisekretär gewählt, einen jungen Mann. Ein energischer, kluger Typ. Einer, mit dem man vorankommen kann."

Als sie hört, daß unsere Heimreise unveränderbar gebucht ist, denkt sie kurz nach: „Fahrt dennoch in unser Dorf. Ich nehme an, daß der Brigadier meinen Traktor fährt, die Herbstfurche wird gezogen." Der Brigadier, das ist ihr Mann Gasidulla Bekeschew.

Wir geben Natalie Fotos vom letzten Besuch, sie kommentiert: „Oh, meine Schwiegermama!" Oder: „Das war abends, da hatte ich die Nase voll." Dann: „Mit dem neuen Traktor hab ich nun schon über viertausend Betriebsstunden hinter mir."

Da waren wir mitten in einem Problemkreis, der sich aus dem XXVII. Parteitag der KPdSU ergab. Die Delegierte Gellert hatte herbe Kritik geübt an den Traktoren vom Typ K-701. Wegen ihrer ungünstigen ökonomischen Parameter und wenig bodenschonenden Eigenschaften. Kurz darauf übergaben die Leningrader Traktorenbauer Natalie den Prototyp einer neuen Schleppergeneration, baten sie um ihr kritisches Urteil.

„Natürlich ist er besser, die Kabine bequemer, auf dem gut gefederten Sitz fühlt man sich fast wie im Auto. Im Kühlschrank hab ich immer Wegzehrung, angenehm bei unseren Feldgrößen. Die Klimatisierung ist bei Sommerhitze ausgezeichnet. Insbesondere für mich als Frau allerlei spürbare Verbesserungen."

Sie seufzt: „Aber er ist immer noch zu schwer. Und dann fehlen spezielle bodenschonende Arbeitsgeräte dafür. Der Unterschied zu den Vorgängern ist deutlich, aber er ist noch kein Spitzenerzeugnis. Die schwere Bereifung schadet ebenfalls der Bodenstruktur. Unlängst war ich mit einer Delegation in einem österreichischem Reifenwerk, wo wesentlich leichtere Reifen aus Polyurethan gemacht werden. Gewiß ein Weg, dem Problem zu begegnen. Die Zusammenarbeit mit einem sowjetischen Reifenkombinat wird vorbereitet..."

Ist die Entwicklung des neuen Traktors K-701 abgeschlossen? „Die Serienfertigung steht wohl unmittelbar bevor. Mein Bruder Eduard, mit dem ich mich beim Schichtdienst abwechsle, ist jedes Jahr mehrmals zur Auswertung im Leningrader Werk. Sein Wort als Ingenieur für Landtechnik hat manches bewirkt."

Wie steht's mit dem eigenen Fernstudium, Natalie?

„Bin im 5. Semester. Bei den Prüfungen im Oktober gab's auch für mich kein Pardon. Es ist nicht leicht, alles unter einen Hut zu bringen – Familie, Arbeit, Lernen, Funktionen. Wenn ich mein Ingenieurdiplom habe, geh' ich runter vom Traktor. Über zwanzig Jahre, das war dann genug für eine Frau. Hab mich erprobt, hab was geleistet, und wohl nicht schlecht."

Und dann führt die Karriere in die Stadt?

„Wir sind gewohnt, in der Nähe der Eltern zu sein. Die darf man im Alter nicht allein lassen. Also, ich bleibe unbedingt im Sowchos, an welchem Arbeitsplatz steht noch nicht fest. Ich bin ein Mensch der Erde."

Sie füllt Tee in die flachen Schalen: „Trinkt nur, ich erzähl' schon dabei."

Neues aus der Familie?

„Töchterchen Shanargul geht in die 5. Klasse und lernt gut. Söhnchen Arman drückt nun auch die Schulbank, braucht noch manche Hilfe für den neuen Lebensabschnitt. Wenn ich von einer Reise nach Hause komme, fragt er: Mama, was hast du mitgebracht? Bücher, sag ich dann, du kannst ja bald lesen. Er aber mault: Ich will lieber Spielzeug."

Bahn- und Bannbrecher

Am Salzsee wenden wir, da enden die 3-Kilometer-Furchen. Ich bin zu Gasidulla Bekeschew in die Fahrerkabine gestiegen, zu Natalies Mann, der als Brigadier ihr Arbeitspensum übernahm. Er sagt: „Manchmal sitzt da der Aljoscha, so nennen wir unseren Sohn."

Wir hören aus dem Bordradio das Neueste von Olympia. Die Herbstsonne heizt die Kabine auf, schon strömt Frischluft aus recht sinnvoll angebrachten Düsen. Wir fahren in die dicken Staubwolken hinter den gestaffelt vor uns pflügenden anderen Traktoren der Brigade, aber in der Kabine bleibt die Luft rein. Der Geräuschpegel läßt in keiner Weise vermuten, daß vor uns unter der Motorhaube 245 Pferdestärken toben, 30 mehr als beim alten „Kasimir".

„Er ist bedeutend ökonomischer als sein Vorgänger, schluckt in einer 10-Stunden-Schicht 50 Liter Diesel weniger. Aber 300 sind's immer noch geblieben..."

Der Bodendruck sei verringert, sagt Gasidulla, und das Leningrader Kirow-Werk habe empfohlen, bei bestimmten Bedingungen Zwillingsreifen zu fahren, das sei bodenschützend. Besonders bei Pflegearbeiten nach der Saat, wenn der Boden sehr weich ist.

Ob er auch zur Verbesserung des Prototyps beitrug?

„Na klar, war auch im Werk. Vorschläge zur Lärmdämpfung hab ich gemacht, zur Vervollkommnung der Sitzform. Und ich ‚beschwerte' mich über Schwingungen am Schalthebel, die bei bestimmten Geschwindigkeiten auftraten. All das wurde beherzigt. Der erste K-701 M ist als Testmodell eine Leihgabe an meine Frau, vier weitere aus der Nullserie hat der Sowchos bezahlt. Nicht die schlechteste Geldanlage."

Ob die Brigade Erfahrungen mit dem Pachtvertrag habe?

„Natürlich", sagt Gasidulla. „Seit dem vorigen Jahr. Damit hat die Brigade 48 000 Rubel verdient."

6000 Hektar hat die Brigade in Pacht vom Sowchos übernommen, dazu 1200 Hektar Brachland. Sie zahlen Pacht für den Boden, die Technik, das Saatgut, den Dünger, Pflanzenschutzmittel. Jeden Monat schätzt der Brigaderat die Arbeitsergebnisse jedes einzelnen ein, auch, wieviel Treibstoff er verbrauchte, welche Reparaturen er verschuldete. Kurzum, das Leistungsprinzip wird angewendet.

„Denn Gleichmacherei – das war der Nährboden für Gleichgültigkeit, für Schlendrian. Die Losung der Oktoberrevolution ‚Der Boden den Bauern' wird bei uns auf neue Art verwirklicht", erklärt der kasachische Mann mit dem wettergegerbten Gesicht.

Die Atmosphäre in der Brigade sei offener geworden, selbstkritischer. Auch dienstleistende Kollegen wie Reparaturschlosser gehören nun wie verschworen zum Kollektiv. Alle Arbeit richtet sich auf das Endresultat, auf die tatsächlich gelieferten landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Denn dafür und für nichts anderes wird bezahlt. Auch die Rationalisatorenarbeit gewann Aufschwung, brachte vernünftigere Ergebnisse. Kein Formalismus, keine Zahlenhascherei mehr...

Da wäre die Arbeitseinteilung beim Heuernten. Früher haben die einen geladen, die anderen abtransportiert. Und siehe da, wenn jeder alles macht, also ladet und gleich zur Miete fährt, geht es schneller. „Eigentlich logisch, das Umkoppeln entfällt. Warum wir nicht früher darauf kamen? Raten Sie mal! Da wurde der Wirbel bezahlt..."

Argyn Sarsenow, Direktor des Sowchos „Amangeldy": „Alle Feldbaubrigaden arbeiten nach dem Pachtvertrag. Die Hauptidee ist die gezielte materielle Stimulierung. Jeder achtet jetzt auch auf seinen Nebenmann, wie der seine Arbeit macht, die Arbeitszeit nutzt, die Technik pflegt. Im vorigen Jahr erzielte der Sowchos beträchtlichen Gewinn."

Dabei war es kein gewöhnliches Jahr, oder, wenn man so will, im Lande der Bonsai-Chausseen doch eins. Die spröde Natur erwies sich als wenig kooperativ: Dürre. So waren die Hektarerträge für DDR-Ohren reineweg unakzeptabel. Aber die ausgezeichnete Qualität des Weizens, sein außerordentlich hoher Klebergehalt, brachte dennoch das Geld.

Im ersten Jahr zögerte manche Brigade noch. Natalies Truppe gehörte zu den Bahn- und Bannbrechern. Und schnell sprach sich herum: Von denen bekommt jeder monatlich eine Abschlagsumme, na, und dann zum Jahresabschluß, eben für das Endresultat, noch ordentlich was drauf.

Das Wichtigste, sagt der Direktor, sie denken jetzt allesamt ökonomisch, bestimmen selbst die agrotechnischen Termine, den Materialbedarf, dringen auf rasche, ordentliche Reparaturen. Sie gehen haushälterisch mit den Produktionsmitteln um. Jetzt denkt man im Sowchos auch an Pachtverträge in der Viehwirtschaft. Auf den Familiengehöften bieten die Ställe nur zwei, drei Kühen Platz. Also wird der Sowchos wohl neue Ställe einrichten, mit Ständen für „Familienherden". Familien mit älteren, erfahrenen Leuten, die sich noch nicht aufs Altenteil zurückziehen wollen, erhalten gegen „Pacht" Tiere zur Betreuung. Der Direktor hofft, auf diese Weise etwa 10 bis 15 Prozent der Sowchosherde „an den Mann" zu bringen. Der Umgang mit dem sozialistischen Eigentum soll so pfleglicher werden. Und er nennt eine weltweit gemachte Erfahrung: „Die industrielle Viehhaltung allein ist gewiß nicht das Optimum. Jede Kuh ist auch eine Persönlichkeit, die bei spezieller Zuwendung mehr leistet."

Fahndung nach Reportern

Auch unser Termin mit Genossen Andrej Braun, dem 1. Sekretär des Zelinograder Gebietskomitees, schien durch die Einladung zum Moskauer Plenum geplatzt. Während wir aber nichtsahnend den „Tag der Abc-Schützen" im neuerbauten Pionierpalast erlebten, löste Genosse Braun eine „Fahndung" nach uns aus. Wenig später saßen wir ihm gegenüber, außerhalb der Zeit. Er hatte sie sich für uns genommen.

A. Braun: „Ja, die Lage hat sich in letzter Zeit verbessert. Wir arbeiten offenbar besser als vordem. Die Lebensmittelproduktion des Gebietes wird in zwei Teile geteilt – den größeren bekommt der Staat, der kleinere bleibt uns. Aber auch das, was wir über den Plan erzeugen. Letzteres begründet zweifellos die gewachsene Initiative. Wir analysierten unsere Möglichkeiten kritisch, setzten uns das Ziel, die Fleischproduktion um 6 und die Milchproduktion um 10 Prozent zu steigern, dann würde sich unser Fonds spürbar vergrößern."

Läßt sich das statistisch ausweisen?

A. Braun: „Zum Beispiel am Fleisch-Prokopfverbrauch. Der lag im Gebiet 1955 bei 55 kg, 1987 bei 79 kg und wird dieses Jahr 80 kg deutlich übertreffen. Man kann sagen, daß im wesentlichen der Bedarf gedeckt ist, auch bei Milch.

Die Eheleute Gießbrecht vor ihrem neuen Haus im Sowchos „Saretschny", für das sie nicht mehr Miete zahlen als für eine Stadtwohnung mit gleichem Komfort (oberes Foto).

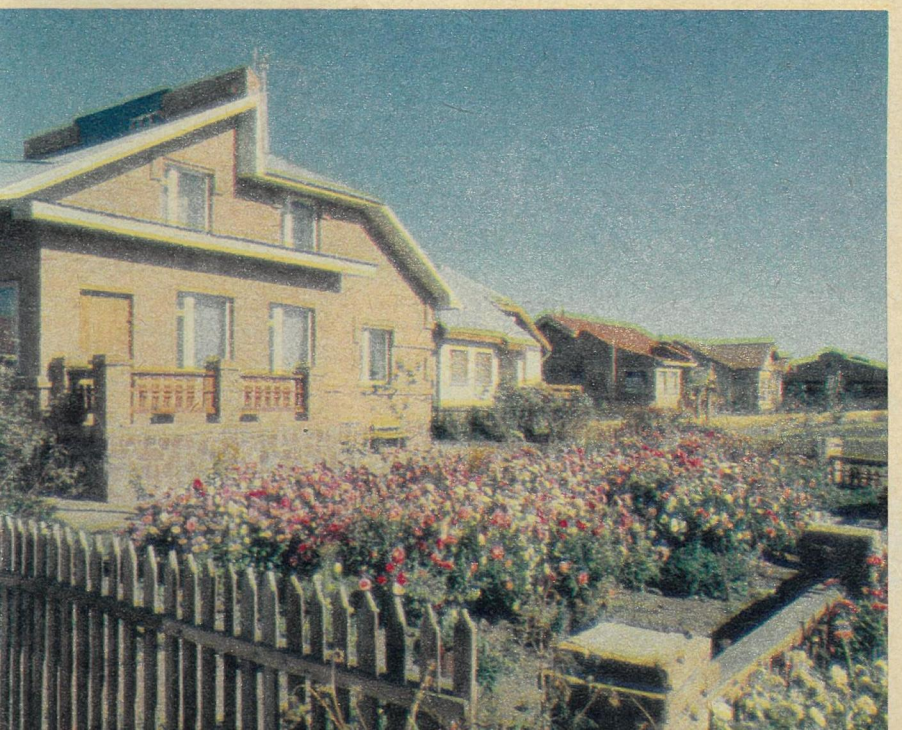
Neunzig solcher individuellen Heime will der Sowchos für seine Mitarbeiter bauen (rechts). Noch längst nicht das Alltagsgesicht aller Dörfer. Aber ein vielversprechender Anfang.

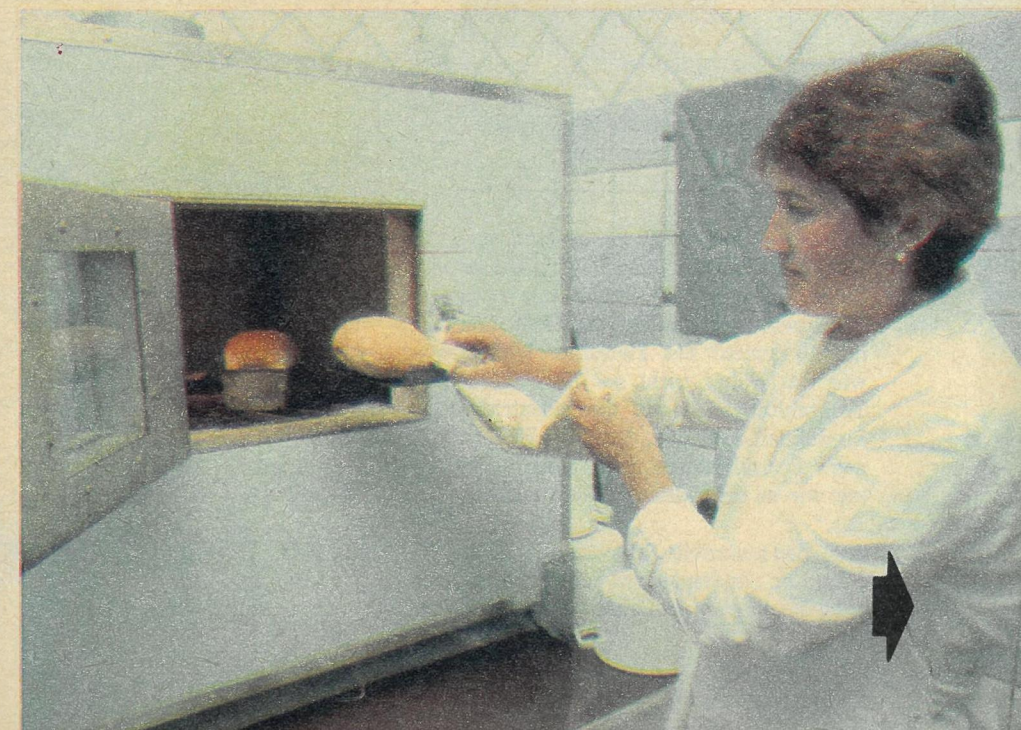
Wissenschaft im Bunde mit den Landleuten: Im Unionsforschungsinstitut für Getreidebau wird analytisch Brot gebacken (ganz rechts).

Der Verbrauch lag 1985 bei 255 Liter, im vergangenen Jahr bei 299, und er wird dieses Jahr 340 Liter erreichen."

Und auf den Feldern?

A. Braun: „Kasachstan gilt als eine der Kornkammern des Landes. Im Gebiet Zelinograd wohnen etwa 1 Million Menschen, wir ernten jährlich etwa 5 Millionen Dezitonnen. Das ist immerhin die Hälfte des DDR-Ertrags! Aber bei anderen Kulturen steht es schlecht, z. B. bei der Futterproduktion, einer Vorausset-



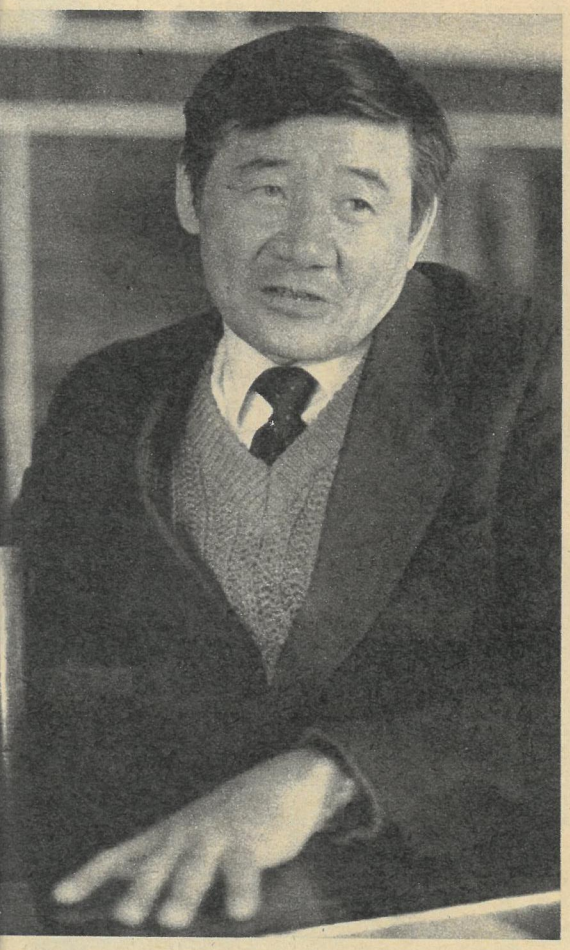


Im Land der Bonsai-Chausseen

zung für erfolgreiche Viehwirtschaft. Früher wurde dem nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, das Vieh weidete auf den Steppen. Aber so war keine wesentliche Steigerung der Tierproduktion möglich, zu viel war dem Zufall überlassen."

Die geoklimatischen Bedingungen um Zelinograd unterscheiden sich wenig von denen der Nachbargebiete. Woher dann die Unterschiede im ökonomischen Ergebnis?

A. Braun: „Das kommt zweifellos daher, wie wir materielle Stimuli anwenden. Wir setzen stark auch auf den individuellen Sektor und haben erreicht, daß auf 100 dörfliche Familien 180 Rinder kommen, davon 84 Milchkühe. Unser Ziel

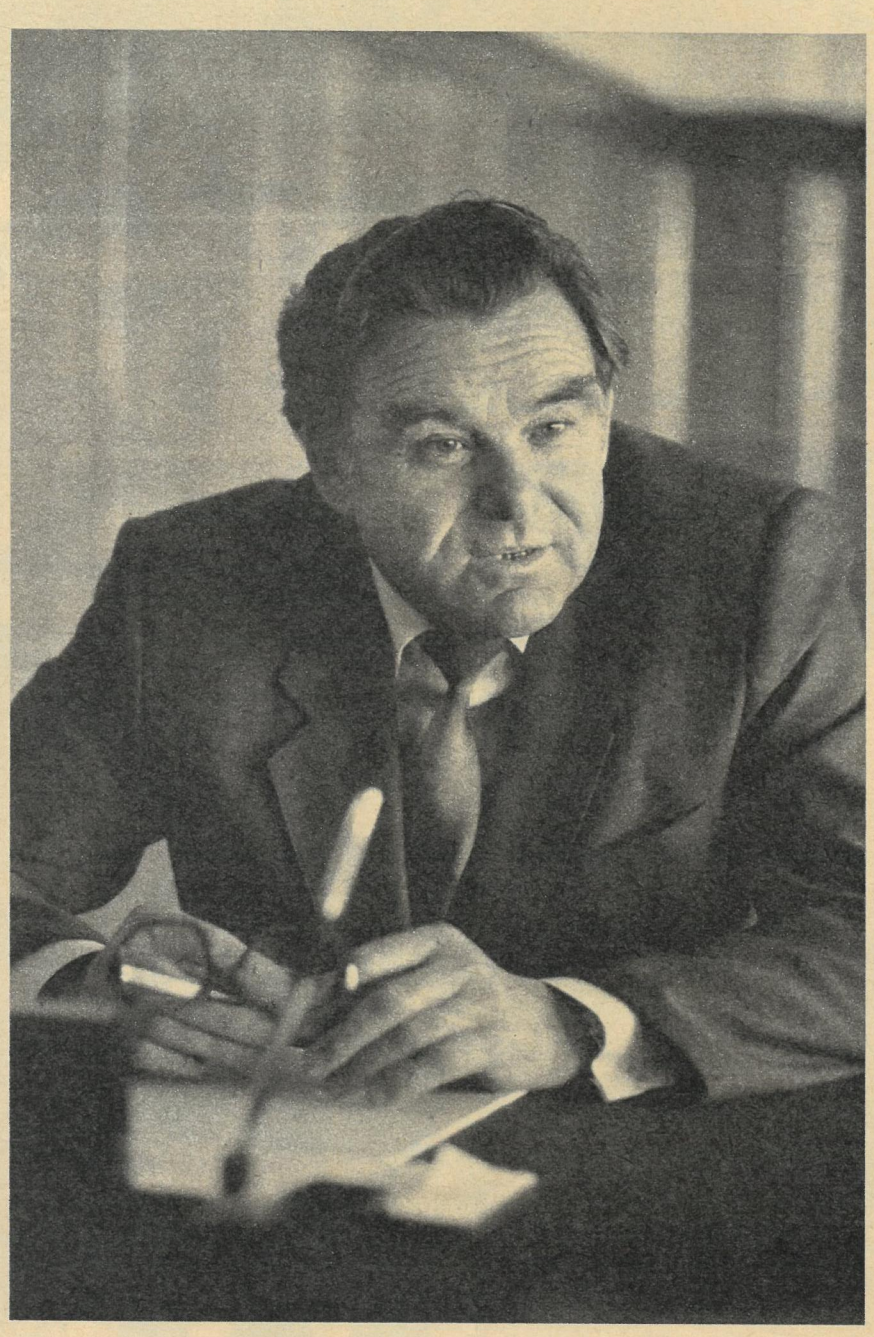


Argyn Sarsenow: „Natalies Brigade half, den Bann zu brechen."

ist, daß jede Familie mindestens eine Kuh hält, besser wären zwei. Dieser Sektor beliefert die Städte mit etwa 20 Prozent der benötigten Milch und mit 16 Prozent des Fleisches. Warum war das früher nicht so? Es war ein Trugschluß, allein auf die industrielle Produktion zu bauen, damit die Bauern mehr Freizeit hätten. Die Folgen badeten wir in den Läden, in den Küchen aus."

Also, das materielle Interesse...

A. Braun: „In den letzten beiden Jahren stieg das Einkommen auf dem Land um



Andrej Braun: „Was willst du nehmen, wenn du nichts gibst?"

Inmitten der Ländereien des Sowchos „Amangeldy" liegt dieser Salzsee.

26 Prozent. In erster Linie wohl durch die Bezahlung nach dem Endprodukt, also durch den Pachtvertrag. Die Arbeitsbedingungen hier sind extrem. Alles muß schnell getan sein, denn erst um den 7. Juni gibt es die letzten Fröste, Ende August schon kann das Thermometer wieder unter null Grad sinken. Getreide ist eine Komponente im Vergleich der Gesellschaftssysteme. Und da geht es nicht nur um Quantitäten, die wir durch konsequenten Übergang von extensiven Methoden zu intensiver Feldarbeit erreichen müssen. Vom Neuland werden vor allem besondere Qualitätssorten erwartet. Unser Korn wird zur Veredelung des Mehls in anderen Landesteilen gebraucht. Man sagt überhaupt, daß in unserer Gegend das beste Brot gebacken wird."

Der stattliche Mann, dem man arbeitsreiche Jahre ansieht, blickt forschend auf sein Gegenüber im Gespräch. Offenbar will er verstanden sein, nicht unwidersprochen dozieren. Auf dem rechten Handgelenk hat er ein Herz auftätowiert – er war ein richtiger sowjetischer Junge!

„Eigentlich bin ich ein Sowjetbürger, dann kommt meine Nationalität als Deutscher. Geboren bin ich in einem deutschen Dorf im ukrainischen Gouvernement Tschernigow. Während des Krieges waren wir ‚auf Reisen'."

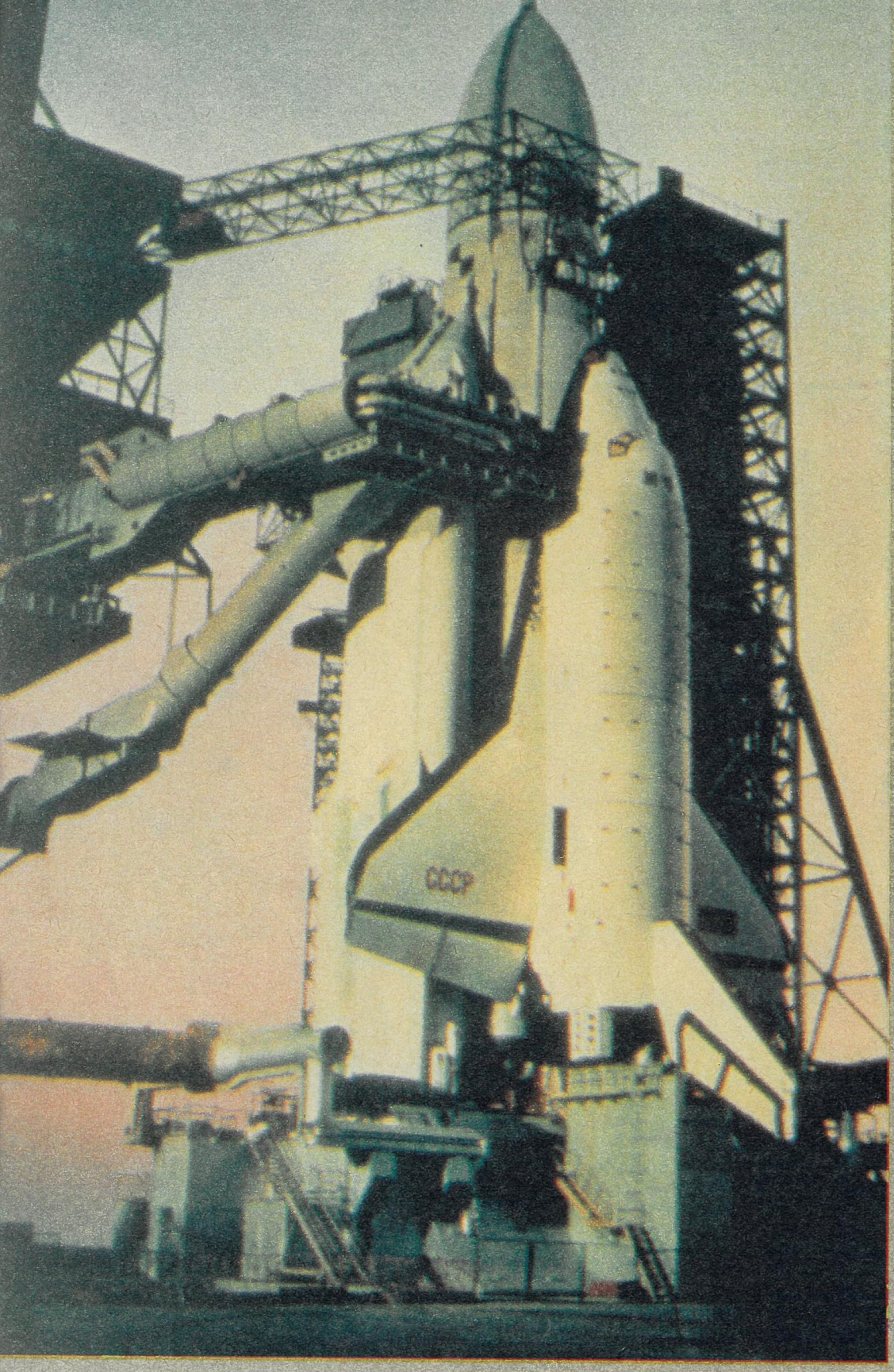
Mehr sagt er nicht über die schweren Jahre. Schließlich wurden seine Eltern in Kasachstan ansässig. Erst 1956 durfte der begabte junge Mann ein Studium

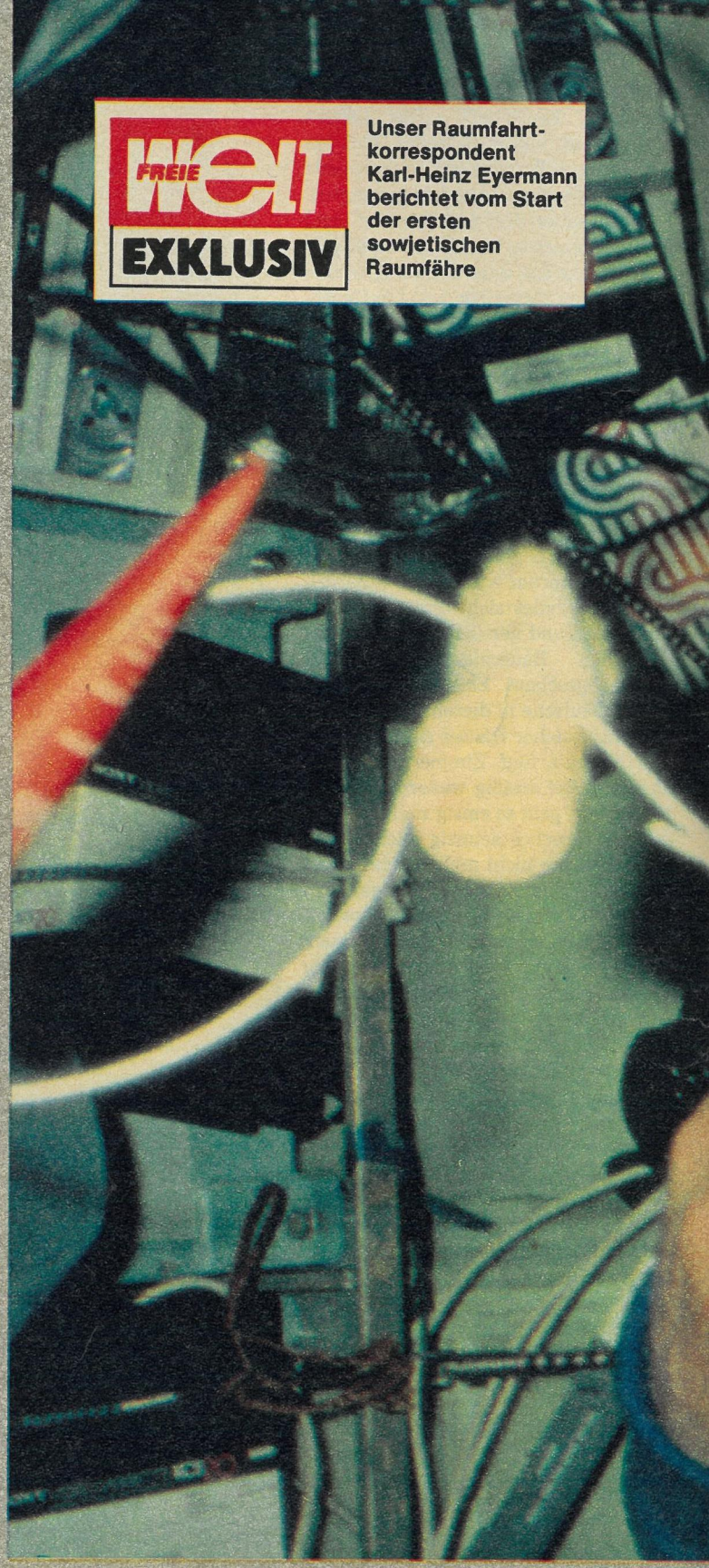
beginnen, Zootechnik. „Das Lernen hört nie auf. Von euch in der DDR lernen wir zum Beispiel, die Unterschiede zwischen Stadt und Land zu verringern. Die Zivilisation darf doch vor dem Land nicht haltmachen. Die XIX. Unionsparteikonferenz hat dazu eindeutig festgestellt, daß in dieser Hinsicht die Gesellschaft der Landbevölkerung so manches schuldig blieb. In unserem Sowchos ‚Saretschny' kann jedermann einen interessanten Beginn in neuer Richtung sehen. Dort hat man beim Wohnungsbau mit den einheitlichen, langweiligen Projekten für Landhäuser Schluß gemacht. Der Sowchos ließ nach Entwürfen von Zelinprojekt unterschiedliche Wohnhäuser – natürlich mit Garten drumrum – für seine Mitarbeiter bauen. Jedes sieht anders aus, anders schön und gemütlich. Ja, auch bei deutschen Bauernhäusern wurden Ideen abgeschaut. Es wohnen ja auch genug Deutsche in diesem Dorf…"

Dreizehn solcher Häuser sind fertig, im Durchschnitt fünf Zimmer mit allem Komfort. Auf dreißig weiteren Baustellen im Dorf geht es emsig zu. Insgesamt will der Sowchos neunzig solcher Häuser bauen, die nicht mehr Miete kosten als vergleichbare Stadtwohnungen.

A. Braun: „Daß so was begonnen wurde, halte ich auch für den Ausdruck neuen Denkens, neuer Einstellung zum Dasein. Die Menschen begreifen, daß es so nicht geht – alles Gute kommt von oben. Na, und wenn nichts kommt, kann man nichts machen… Was willst du nehmen, wenn du nichts gibst?"

Natalie Gellert: „Die Arbeit ist näher am Leben, verantwortlicher, aber darum interessanter."





FREIE WELT
EXKLUSIV

Unser Raumfahrtkorrespondent Karl-Heinz Eyermann berichtet vom Start der ersten sowjetischen Raumfähre

Mit 170 Millionen PS in den Orbit

Testflieger sind abergläubische Menschen. Und sie haben ihr eigenes Ritual. Sie rasieren sich nicht vor einem Jungfernflug, nie vor einem risikovollen Start. Auch Igor Wolk, Kosmonaut und Testpilot im sowjetischen Raumfähren-Programm, wäre sich an diesem 15. November lieber erst nach dem Start in die Schwerelosigkeit um den eigenen Bart gegangen, so wie vor vier Jahren, als dieses Bild von ihm an Bord der Orbitalstation Salut-7 entstand.
Jetzt steht er an diesem Morgen in sicherer Entfernung von der Energija-Rampe in der Kasachischen Steppe, gut rasiert und lange vor dem Start. Er wartet mit Ungeduld auf den Augenblick, den er jahrelang mit vorbereitete, eine Ungeduld, die ich schon vor Wochen im Gespräch mit ihm spürte … Endlich, nach zweiwöchiger Startverschiebung (siehe FW-konkret S. 15), gelingt der zweite Versuch. Die Motoren der Rakete zünden, auf der Igor Wolks Maschine huckepack montiert ist. Riesige Schubkräfte werden freigesetzt, 170 Millionen PS tragen den Buran rücklings ins All. Buran – Schneesturm – heißt die erste sowjetische Raumfähre, die als kosmisches Flugzeug nach ihren Erdumkreisungen auf einer Airport-Piste landen und für den nächsten Flug wieder einsatzbereit gemacht werden kann. Die UdSSR vervollständigt mit Buran ihr breitgefächertes Kosmosarsenal um eine neue Konstruktion, die Flugzeug und Raumschiff zugleich ist und deshalb Kosmoljot – Kosmosflieger – genannt wird. Sie hat diesen Schritt seit Jahren mit großer Intensität vorbereitet, sich aber nicht auf den Wettlauf mit der US-amerikanischen Shattle-Demonstration eingelassen, die zur Katastrophe von Challenger führte. Das Shuttle-System gehört als integraler Bestandteil zum Raketenträgersystem und muß seine eigene Antriebsenergie beim Abheben von der Rampe mit verpulvern. In jener kritischen Phase hatten die Astronauten bei Havariesituationen bisher keine Überlebenschancen, und auch die nachträglich installierten Rettungsanlagen dienen mehr der Beruhigung von Crew und Öffentlichkeit. Burans Träger Energija dagegen, der auch für künftige Marsexpeditionen und für den Aufbau mehrerer hundert- und tausendtonnenschwerer Orbitalkomplexe konzipiert wurde, bringt den Schneesturm allein in die Erdumlaufbahn. Erst danach manövriert Kosmoljot mit seinen vielfach zündbaren Triebwerken, die ihm

den präzisen Einflug in die „Landeschneise" Orbit–Erde ermöglichen, da Buran in der letzten Phase zur Hauptaufsetzpiste unweit der Startrampe zurücksegelt.
Auch das Einsatzprofil von Buran ist anders und sinnvoller entworfen worden als jenes von Space-Shuttle, ganz abgesehen von dessen SDI-Geheimmission. Während die amerikanische Fähre ein verkappter Träger für Nutzlasten in den Orbit ist und diese bis auf Satelliten wieder zur Erde zurückbringt und den Astronauten wegen der begrenzten Flugdauer maximal lediglich Zwei-Wochen-Aufenthalte im All gestattet, stellt Buran das erste vollmanövrierfähige bemannte Orbitalsystem dar, das zwischen Außenstationen und anderen Raumflugobjekten pendeln kann. Kosmoljot Buran soll bei Glawkosmos auch nicht wie Space-Shuttle bei der NASA andere Trägerraketen ersetzen, sondern als echtes Weltallflugzeug dienen, das die Umlaufbahnen wechselt und die verschiedenen Raumflugkörper ansteuern kann. Die erste Aufgabe von Kosmoljot besteht im Transport von defekten oder zu modernisierenden Satelliten, Stationsmodulen und Raumschiffsektionen, von Forschungsmaterial und in der Schwerelosigkeit erzeugten Werkstoffen aus dem All zur Erde, von Frachten bis zu 30 Tonnen schwer.
Einen einzigen Verknüpfungspunkt gibt es allerdings zwischen Shuttle und Kosmoljot. Und der betrifft insbesondere Igor Wolk. Die Challenger-Katastrophe hat maßgeblich die Entscheidung der Staatlichen Raumflug-Kommission der UdSSR beeinflußt, Buran testpilotenlos den Jungfernflug absolvieren zu lassen, um das bestehende Raumfahrerrisiko auszuschalten und dafür lieber ein größeres technisches Risiko in Kauf zu nehmen. So erlebt Igor Wolk nun mit gemischten Gefühlen den Aufstieg des Schneesturms in den Kosmos. Wie aber wird Buran zur Erde zurückkommen? Als Versuchsflieger kennt er die uralte Fliegerweisheit: Fliegen heißt Landen. Nun aber sitzen Computer auf den Katapultsitzen im Kosmoljot, obwohl er per Handsteuerung viele sichere Landungen der sowjetischen Raumfähre durchgeführt hat, als diese vom Rumpfrücken eines Großflugzeuges in der Stratosphäre ausgeklinkt worden war. Igor Wolk zweifelt an der Makellosigkeit der Elektronenhirne, und außerdem ist er der Testpilot, dem mit dieser Maßnahme der entscheidende Jungfernflug seines Berufslebens weggenommen wurde. Andererseits stehen seine Zweifel im Widerspruch zum Vertrauensbeweis für die sowjetische Raumfahrtelektronik, als man die kritische Landephase den Computern anvertraute. Vor zwei Wochen wurde Igor Wolk schon eines Besseren belehrt. Der Startcomputer hatte am 29. Oktober beim ersten Startversuch eine mögliche Katastrophe verhindert. Er reagierte auf Abweichungen an der Rampe, die das menschliche Auge nicht mehr wahrnahm. Nun sitzen also zwei „Standardmenschen" aus Kunststoff mit Sensoren gespickt im Cockpit. Und so mengt sich in die Freude über Burans Erststart, der der friedlichen Kosmosforschung eine große Zukunft ankündigt, die verständliche Traurigkeit eines Testpiloten, der uns sagt: „Leider fliegt zuerst nur der Autopilot."

Fotos: Albert Puschkarjow/TASS, vierte Salut-7-Stammbesatzung

● Wörtlich

Wir sagen Nein zur Entwicklung chemischer Waffen. Wir sagen Nein zu jedem Versuch, die kriminelle Wirkung des Krieges zu vervielfachen.

Dr. Emilio Castro, Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, Uruguay

● Kurz berichtet

Ein allgemeines Verkehrsverbot für Kraftfahrzeuge ist im Zentrum von Kraków verhängt worden. Dadurch sollen die historischen Gebäude am Hauptmarkt der polnischen Stadt vor schädlichen Abgasen geschützt werden. Rund um den Stadtkern wurden drei große Parkplätze angelegt.

„Tamarissi" heißt ein neues Getränk, das georgische Wissenschaftler entwickelten. Es besteht aus Konzentraten des schwarzen und des grünen Tees, aus Kwaß, Traubensaft, Ginseng und Aromastoffen – alles naturreine Zutaten.

Diese Landkarte Europas aus dem 16. Jahrhundert in Form einer Frauengestalt gehört zu den zahlreichen Kuriositäten, die neben Hunderttausenden von Büchern in der Gedenkstätte des nationalen Schrifttums im ehemaligen Strahov-Kloster der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag aufbewahrt werden.

12 Millionen Streichholzschachteln wurden in Ungarn mit Aufklebern gegen AIDS versehen, um einen weiteren Beitrag zur landesweiten Information und zur AIDS-Bekämpfung zu leisten.

Rund 130 Millionen Kinder – diese Zahl entspricht der Gesamtbevölkerung Japans – lernen derzeit an chinesischen Grundschulen. Die Mittelschule besuchen 53,2 Millionen Schüler, was nur etwa 40 Prozent dieser Altersgruppe sind.

Fragen eines Generals

Es ist ein bitterkalter Tag, der 23. Februar 1945, als eine kleine Gruppe deutscher Soldaten zur Roten Armee überläuft. Der sie anführt, heißt Gerhard Rolack (rechts), und er sagt dem russischen Soldaten, daß er Kommunist ist. Drei Tage danach wird er zu einem General gerufen. Hätte es ein Protokoll gegeben, wäre zu Papier gebracht worden: „Lieben Sie Deutschland, Ihre Heimat?" „Ja, sehr". „Warum sind Sie dann übergelaufen?" „Weil ich an den Sieg der Roten Armee glaube und weiß, daß wir den Faschismus nicht aus eigener Kraft besiegen können." Als sich der General verabschiedet, sagt er auf deutsch: „Auf Wiedersehen in Berlin". Später erfährt Gerhard Rolack, daß dieser Generaloberst Bersarin heißt. Die Antworten von Gerhard Rolack sind das Ergebnis seines bisher gelebten Lebens. 14 ist er, als im ehemaligen Herrenhaus in Berlin am 4. November 1928 der erste Reichskongreß des „Bundes der Freunde der Sowjetunion" tagt (Foto unten), und noch nicht 15, als er Mitglied wird. Interesse für das Gewaltige, das im Lande Lenins vor sich geht, ist sein Motiv. Er will erkennen. 1932 tritt er in den Kommunistischen Jugendverband ein, arbeitet in der Leitung der illegalen Organisation des KJVD in Berlin. Dann muß er als Soldat an die Ostfront. 1945 kehrt er nach Berlin zurück, wird Stellvertreter Erich Honeckers im Zentralen Jugendausschuß, hilft, die FDJ aufzubauen, arbeitet viele Jahre als Sekretär des

DSF-Zentralvorstandes. Und er gewinnt Menschen für die Freundschaft zur Sowjetunion, die Teil seines Lebens ist. Vor wenigen Tagen nun saß Gerhard Rolack mit im Berliner Maxim Gorki Theater, war Teilnehmer der Festveranstaltung der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Der Anlaß: Der 60. Jahrestag der Gründung des „Bundes der Freunde der Sowjetunion". Er erhielt wie viele andere ehemalige Mitglieder vom Präsidenten der Freundschaftsgesellschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, Ehrenurkunde und Erinnerungsmedaille (Foto rechts v. r.: Erich Mückenberger, Gerhard Rolack und Helene Berner).

Gisela Kindt

Ein Tag und eine Nacht

Während der „Woche des sowjetischen Buches“ bei FREIE WELT zu Gast: der kasachische Schriftsteller Abdishamil Nurpeissow, langjähriger Autor des Aufbau-Verlages, der soeben seinen Roman „Der sterbende See“ (siehe auch FW Nr. 20/1988) herausgab.

Als das Buch 1984 in der Sowjetunion erschien, war es ein Ereignis. Nicht nur wegen der literarischen Leistung, sondern auch seiner Problematik wegen – dem Schicksal des Aralsees, das zugleich auch Schicksal der Menschen ist, die mit ihm und von ihm leben, die er prägte und ernährte. Auch Sie persönlich?

Ja, ich wurde an den Ufern des Aral geboren, wuchs dort auf, der See gab meinem Leben Sinn und Ziel. Sein drohender Untergang ist mein größter Schmerz, eine unvorstellbare Tragödie für mich und meine Landsleute. Wasser ist überall auf der Erde der Quell des Lebens, besonders wichtig aber für die Steppe, die im Sommer fürchterlich heiß, im Winter entsetzlich kalt ist. Der Aral war ein einmaliger See, einer der klarsten und sauerstoffreichsten der Erde. Als er zu sterben begann, starben auch die Aralfische. Eine ganz seltene Art, den Roten Fisch, versuchte man umzusetzen – doch er vermehrt sich in keinem anderen Wasser, läßt sich nicht umsiedeln. Ich mußte dieses Buch schreiben, es ist das dichteste Erlebnis meiner Seele. Hätte ich es nicht geschrieben – ich hätte nicht bestehen können vor den Menschen…

Der Roman, der in der russischen Fassung „Die Schuld“ heißt, schildert, gebündelt in einen Tag, die Probleme des Aralsees. Im Hintergrund steht: Während die einen verzweifelt um seine Rettung kämpfen, sind die anderen bereit, ihn zu opfern: Der fruchtbare Schlammboden – was gäbe das für Baumwollernten! – Ökonomische Zwänge, ökologische Verantwortung – Menschenprobleme, auch philosophische?

Wir müssen an die Zukunft aller Menschenkinder denken: Was wird aus ihnen, wenn wir mit der Natur ihre Existenzgrundlage zerstören, ihnen den Lebensraum entziehen, ihre Ernährungsgrundlage vernichten? Wir sind ein sterbliches Stück Natur, sie aber muß unsterblich sein. Und wir tragen Verantwortung nicht nur für unsere Region.

Ursache für das katastrophale Absinken des Wasserspiegels war die Entnahme großer Wassermengen aus den wichtigsten Zuflüssen Syr-Darja und Amu-Darja zur Bewässerung der Trokkenregionen Kasachstans, Usbekistans und Turkmeniens. Es gibt einen Beschluß des ZK der KPdSU und des Ministerrates der UdSSR zur Rettung des Aralsees, in dem festgelegt ist, den Wasserzufluß zum See spürbar zu erhöhen, alte Bewässerungsanlagen zu rekonstruieren, in Landwirtschaft und Industrie wassersparende Technologien einzusetzen. Entlang der früheren Uferzone wird ein grüner Gürtel geschaffen, der die Bildung von Wanderdünen verhindern soll. Im vergangenen Jahr wurden bereits 10 km³ Wasser in den Aral geleitet. In diesem Jahr soll es doppelt soviel sein. Ein erster Erfolg?

Ja, dort wo einst nur noch Salzerde war, vermehren sich heute schon wieder die Fische. Doch seinen alten Wasserstand wird der See durch die gegenwärtigen Maßnahmen noch nicht wieder erreichen. Unbedingt soll sein jetziges Niveau gehalten werden, und das liegt immer noch zwölf Meter unter dem früheren. Zwölf Meter – das sind sechs übereinander stehende Recken! Man kann also noch nicht von einer vollständigen Rettung sprechen…

Wird dem „Sterbenden See“ oder – russisch – der „Schuld“ ein zweiter Band folgen?

Ich habe soeben das Manuskript des Fortsetzungsbandes beendet. Schilderte ich im ersten Buch die Ereignisse eines Tages, so berichtet das zweite über die Geschehnisse einer Nacht…

Gespräch: Karin Kopp

Noch ehe die Ehe…

„Was denn – Geschlechtsverkehr, ohne daß das vorher im Standesamt staatlich genehmigt worden ist?“ Die Mittvierzigerin schiebt, kaum daß sie die Fragen gelesen hat, die Blätter beiseite und verläßt entrüstet den Raum. Das ganze Unternehmen sei ihr schon von Anfang an „suspekt“ gewesen, murmelt sie dabei noch vor sich hin, was in der Wortwahl eigentlich auf ihren recht hohen Bildungsgrad schließen läßt… „Eine anderswo vielleicht Verwunderung auslösende, doch hierzulande immer noch typische Reaktion“, kommentiert ein sowjetischer Journalist diesen Zwischenfall während einer Umfrage, die zwei Moskauer Soziologinnen unlängst – ein gewagtes Novum gewiß – durchgeführt und veröffentlicht haben. Zwar hat in der UdSSR nicht nur die Zahl der Ehescheidungen, sondern auch die der Leute, die darin nichts Anomales und Amoralisches mehr sehen, rasant zugenommen. Und auch der voreheliche Geschlechtsverkehr ist besonders unter der Jugend verbreitet, oft schon bei den Schülern der oberen Klassen. „Doch über Jahrzehnte“, sagt der Journalist, „hatte das Intimleben der Menschen nur ‚im Dunkel‘ der Tabu-Themen Platz.“ Um so überraschender das allgemein-menschliche Hauptergebnis der Umfrage, das die Liebe zum Hauptkriterium für die Aufnahme intimer Beziehungen unabhängig von den Ehevorstellungen der Partner erklärt (siehe Antwort b) auf der Abbildung). Auffallend allerdings die Doppelzüngigkeit, d. h. der Unterschied in der Bewertung ein und desselben Verhaltens seitens der Frauen und seitens der Männer. „Mancher Männlichkeitszopf muß da noch ab“, heißt es in dem Journalisten-Kommentar. „Jedoch sind eine Äußerung und das tatsächliche Verhalten bei weitem nicht immer identisch“, betonen die Soziologinnen selbst. „Vielmehr sind bestimmte Gruppen offenbar in größerem Maße noch an den aus der Vergangenheit bekannten sozialen Normen orientiert…“ *Dieter Martin*

Sind intime Beziehungen vor der Ehe bei Frauen/Männern zu akzeptieren?

a) Mit jedem Partner (bzw. jeder Partnerin), der (bzw. die) gefällt.
b) Nur mit einem Partner (bzw. einer Partnerin), den (bzw. die) man liebt.
c) Nur mit dem zukünftigen Ehemann (bzw. der zukünftigen Ehefrau).
d) Prinzipiell nicht zulässig.

Nach Meinung der Frauen			Nach Meinung der Männer	
Frauen	Männer		Frauen	Männer
10 %	19 %	a	15 %	42 %
43 %	40 %	b	35 %	25 %
19 %	16 %	c	14 %	11 %
5 %	3 %	d	13 %	8 %

Windjammer im Windkanal

Seit Jahren ist die Seefahrtsschule in Warna eine der wichtigsten Ausbildungsstätten der bulgarischen Handelsmarine. Zu den Höhepunkten der Kurse zählen die Fahrten mit dem Segelschulschiff „Kaliakra“. An Bord des 49 m langen und 8 m breiten Windjammers ist Platz für 21 Mann Stammbesatzung und 30 Kursanten. Die künftigen Schiffsingenieure des Landes studieren im Technikum für Schiffbau und Schiffahrt. Zu den neuesten Unterrichtsmethoden gehört dort das sogenannte Datachief-System. Mit seiner Hilfe werden die wichtigsten Faktoren in der Schiffahrt wie Wind, Wellengang, Feuchtigkeit und Temperaturen gewissermaßen im „Computer-Windkanal“ simuliert. Die Existenz einer leistungsfähigen Handelsflotte ist für Bulgarien deshalb so wichtig, da 90 Prozent des Außenhandels per Schiff realisiert werden. Die staatliche Seereederei Bâlgarski Morskoi Flot Warna verkehrt zwischen Bulgarien und der UdSSR, Kuba, dem Fernen Osten, Westeuropa sowie Mittelmeerländern. Wachsende Bedeutung gewinnt die enge Zusammenarbeit mit RGW-Ländern. Populärstes Beispiel dafür ist der 1978 in Betrieb genommene Fährkomplex Warna-Iljitschowsk. Er wird mit Erfolg von jedem Partner mit zwei modernen Eisenbahn-Fährschiffen bedient. Bewährt hat sich auch die 1979 gegründete Bulgarisch-Sowjetische Gesellschaft Intermorput. Zu ihrem Aufgabenkreis gehören Transportleistungen auf den Schiffahrtstraßen im Schwarzen und Asowschen Meer, Schwimmbagger, Bergungs-, technische Unterwasser- und wasserbauliche Arbeiten.

Manfred Radloff

Karpow in Berlin

Sicher, die DDR ist nicht direkt der Nabel der großen Schachwelt. Aber hochkarätige Turniere finden in Berlin, Leipzig, Halle, Potsdam und Rostock schon statt. Und Internationale Großmeister aus dem führenden Schachland UdSSR sind so selten nicht bei uns zu Gast, daß man aus dem Häuschen sein muß, wenn einer von ihnen zu einem Blitzbesuch von der Moskwa an die Spree kommt. Sollte man meinen... Doch die Nachricht, Anatoli Karpow werde an einem Schnellschach-Miniturnier im Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur teilnehmen, löste einen Ansturm der Freunde des königlichen Spiels aus, der alle Vorstellungen übertraf. Der Kleine Saal des Hauses – er faßt immerhin 300 Besucher – ist wie ein Hörsaal angelegt: Die Stuhlreihen steigen vom Podium nach hinten steil an. Die Studenten, will sagen die Fans, füllten die Sitze, saßen auf den Treppen zu beiden Seiten der Stuhlreihen und klebten, so schien es, an den Wänden. Es ist halt doch ein Unterschied, ob schlechthin ein Großmeister kommt, oder einer der „großen Zwei". Mir schien der ungewöhnliche Andrang zu bestätigen, wie groß die Kluft zwischen Garri Kasparow und Anatoli Karpow einerseits und dem Rest der Welt, d. h. den übrigen Großmeistern des Schachs ist. Karpow spielt in Berlin – das wirkt auf Freunde des Schachs so, als würden Fußballfans erfahren, Diego Maradona oder Ruud Gullit seien im Stadion der Weltjugend am Ball. Schnellschach – das ist nicht nur ein neuer Begriff, sondern man kann sagen, eine neue Sportart. Die offizielle Bezeichnung – „Active Chess" – ist irreführend; besagt sie doch indirekt, das vertraute, klassische Schach sei etwas Passives. Das Schnellschach hat unter den Meistern und Großmeistern des Schachs heftige Kontroversen ausgelöst. Ein prinzipieller Gegner ist z. B. der Nestor der sowjetischen Schachschule und langjährige Weltmeister Dr. Michail Botwinnik. Er sagt, die neue Gangart habe mit Schach nichts zu tun, da bei der stark verkürzten Bedenkzeit die schöpferische Komponente des Schachs unter die Räder komme, der Zufall entscheide und von Schachkunst keine Rede mehr sein könne. Die Mehrzahl der Großmeister jedoch hält es mit Michail Tal, der da meint: „Das Schachspiel ist so vielseitig, daß für beides Platz ist, für klassisches Schach und für Schnellschach." Garri Kasparow ist ein glühender Agitator fürs Schnellschach und für Schnellschach-Turniere, wünscht aber, daß Titel wie Meister und Großmeister sowie Championswürden den Vertretern des klassischen Schachs vorbehalten bleiben. Der Schach-Weltmeister will neben sich keinen Schnellschach-Weltmeister sehen. Er hat deshalb die von der FIDE ausgeschriebenen Erdteil-Meisterschaften im Schnellschach boykottiert. Anatoli Karpow dagegen nahm daran teil, errang den Titel eines Europameisters und wird sich im Dezember in Mexiko um den erstmals zu vergebenden Weltmeistertitel im Schnellschach bewerben. In einem Pressegespräch vor dem Turnier in Berlin wies Karpow darauf hin, daß das Schnellschach in höherem Maße noch als das klassische geeignet sei, dem Schachsport neue Freunde zuzuführen. Viele der Berliner Zuschauer werden dem sicher zustimmen wollen.

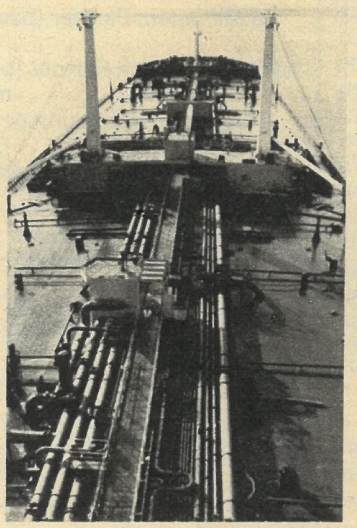
Heinz Stern

Mutter-Liebe

Geburtstag feierte dieser Tage das Rhinozeros-Baby des Zoos im ostböhmischen Dvur Kralove. Seine Geburt vor einem Jahr war ein außerordentlicher Zuchterfolg, denn das Indische Panzernashorn kommt nur noch in etwa 400 Exemplaren vor und ist vom Aussterben bedroht.

Winter-Schick

Großzügig geschnittene Mäntel, komplettiert durch farblich abgestimmte Wollschals und flotte Hüte, wurden von der ungarischen Organisation der Kunsthandwerker – der auch Designer und Schneider angehören – bei einer Modenschau in Budapest gezeigt.



General-Probe

Prädestiniert zur Anlage eines Super-Tanker-Hafens ist die Matanzas-Bucht, eine der tiefsten an Kubas Küste. Die „Sowjetskaja Neft" erprobte das Anlanden schon vor der offiziellen Eröffnung im Februar 1989.

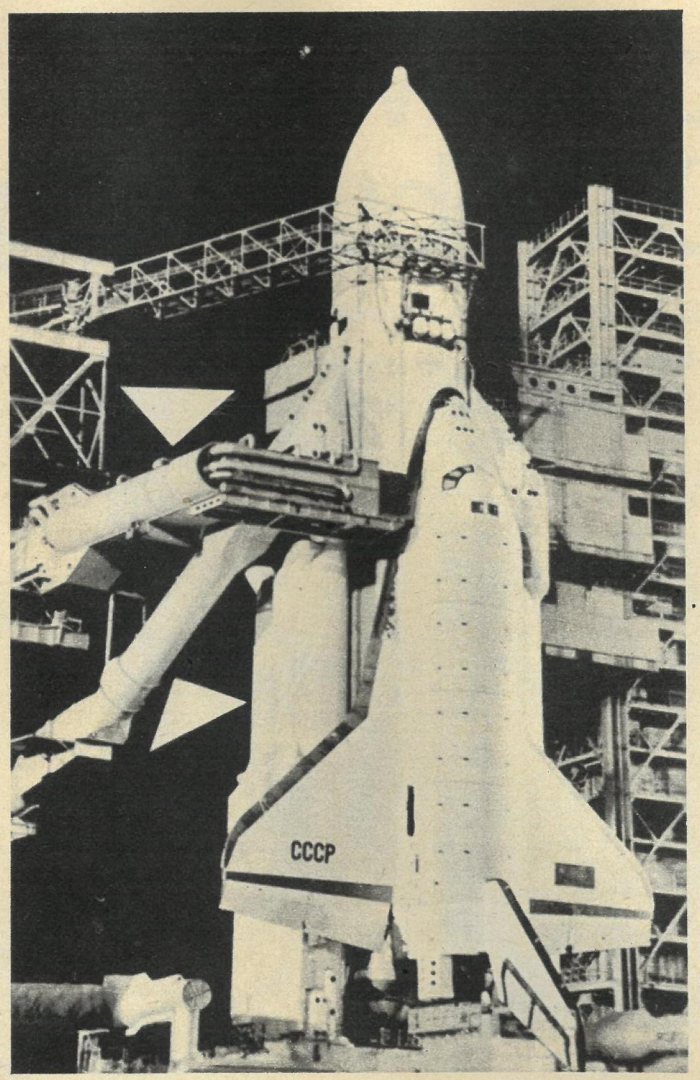
Praxis-Abitur

Eine Chemieklasse im Industrielyzeum in Sebes: Hier werden, entsprechend etwa unserer Berufsausbildung mit Abitur, zur Zeit 1600 Schülerinnen und Schüler auf einen Beruf als Facharbeiter im Holzkombinat der Stadt vorbereitet. In Rumänien gibt es 981 spezialisierte Industrielyzeen, in denen die Schüler zum Abitur geführt und gleichzeitig praxisorientiert ausgebildet werden.

Geometrische Handwerkskunst

Zu den über einen langen Zeitraum fast ausgestorbenen Zweigen des ungarischen Kunstgewerbes gehört die Fertigung von Bildteppichen. Doch in verschiedenen ländlichen Gebieten entstehen sie auch heute noch. Viele Arbeitsstunden sind notwendig, um die Teppiche mit ihren häufig nostalgischen Motiven fertigzustellen. Bei Ausstellungen von Kunstgewerbe-Gruppen werden dann unterschiedliche Traditionen der alten Volkskunst sichtbar. So sind die Kettfäden der sogenannten Szekler Teppiche aus Hanf. Gewebt wird mit selbstgefertigter Wolle. Diese Art ähnelt stark den osteuropäischen Teppichen, wie sie bei den Russen, Ukrainern und Rumänen noch fast bis in die heutige Zeit hinein üblich waren. Im Gegensatz zu den Bildteppichen haben die Szekler Arbeiten zumeist geometrische Muster, was sich aus ihrer Webtechnik ergibt. Diese Erzeugnisse hoher Handwerkskunst waren besonders im 17./18. Jahrhundert vielerorts verbreitet. Oft finden sie sich in Inventarlisten und Testamenten jener Zeit angeführt. Neben der Teppichfertigung hat auch die Weberei eine bedeutende Tradition in verschiedenen Regionen Ungarns. Berühmt waren in der Vergangenheit die Weberinnen des unweit der Donau gelegenen Landstrichs Sarköz. Vor der Jahrhundertwende benutzten sie nur selbstgesponnenes Hanf- oder Flachsgarn. Zu den Weberinnen kamen Frauen von überallher, um ein Muster zu erbitten oder fertiges Leinen zu kaufen.

Marek Rabenalt



Der Computer sagte: „Njet“

Sechs Uhr zweiundzwanzig. Die letzte Minute bricht an, ehe ein Feuer einhundertsiebzig Millionen Pferdestärken entfacht und Buran, den Schneesturm, in den Himmel treibt. Eine einzige Minute noch bis zum Aufstieg der Raumfähre Buran, bis zum Jungfernflug des ersten Weltall-Flugzeuges der UdSSR am letzten Oktobersamstag. Die beiden Wartungstürme sind bereits in sicheren Abstand von der sechzig Meter hohen Energija-Rakete zurückgeschoben, die auf ihrem Rükken den einhundertfünf Tonnen schweren Buran einhundertachtzig Kilometer hoch in den Orbit bugsieren soll. Endlich nabelt der letzte Schwenkarm mit seinen beiden Röhren ab (siehe Pfeile im Bild), löst sich vom Bug der Raumfähre und dreht zur Seite. Die letzte Operation an der Rampe, bevor die Triebwerke gezündet werden. Alle, die seit Wochen diesen Start in Tag- und Nachtschichten vorbereitet haben, warten auf den Augenblick, in dem die Rakete in ein tosendes Meer von Feuer und Rauch taucht. Doch Energija und Buran bleiben wie versteinert still auf der Rampe stehen. Einundfünfzig Sekunden vor dem fest programmierten Termin, um 6 Uhr 22 Minuten 9 Sekunden, sagt der Hauptcomputer njet und bricht den Start ab, sperrt den Zündmechanismus für zweitausend Tonnen Treibstoff. Die Elektronenhirne, die den völlig automatisierten Startvorgang kontrollieren und in der letzten Phase nur noch einhundertvierzig Systeme überwachen, erkennen keinen Fehler in Energija und Buran. Sie signalisieren eine Abweichung von der Norm im Schwenkarm. Durch das Periskop, vom Auge nicht wahrnehmbar, wandte er sich entweder zu langsam oder nicht weit genug von der aufstiegsbereiten Rakete ab. Deshalb alarmiert der Hauptcomputer Kollisionsgefahr, die beim Abheben der Rakete eintreten würde. Ein solcher Rammstoß mit Energija oder dem Buran-Flügel hätte unweigerlich eine Katastrophe verursacht. Noch ist das Start-Kollegium optimistisch, nach der fehlerlosen Countdown-Zeremonie von Energija und Buran binnen weniger Stunden einen zweiten Versuch zu wagen. Aber die Ursachenforschung am Schwenkarm dauert länger als vermutet. Und so fällt eine Entscheidung, die in Baikonur nicht populär ist: Enttanken. Fünf Stunden dauert diese gefährliche Prozedur. Flüssiger Wasserstoff und Sauerstoff zurück in die kugelförmigen Depots, Kerosin in die Zisternen tief unter dem harten trockenen Lehm. Die Leitungen und Behälter von Energija werden entlüftet und mit Stickstoff durchpustet. Eine Entscheidung stimmt wieder zuversichtlich: Rakete und Fähre bleiben auf der Rampe, werden nicht in den Hangar gebracht. Erst danach ist Wladimir Gudilin, Chef der Erprobungsabteilung auf dem Kosmodrom Baikonur, bereit, nähere Auskünfte zu geben: Allein schuld am Startabbruch sind Mechanik und Hydraulik im Schwenkarm, der vor allem für die Fähren-Crew von besonderer Wichtigkeit ist und jetzt einfach mit durchgetestet werden soll, obwohl der Jungfernflug aus Sicherheitsgründen unbemannt erfolgt. Der Schwenkarm mit den beiden Röhren, die von Buran steil nach unten führen bis zu einem einhundert Meter entfernt gelegenen unterirdischen Bunker. Eine der beiden Röhren mit immerhin vier Metern Durchmesser ist die Metro der Fähren-Kosmonauten, die über kleine Schienenfahrzeuge ihr Weltall-Flugzeug erreichen. Die andere Röhre dient als Fluchtweg für Besatzungen und Bedienungsmannschaften, die auf Rutschen in einer schnellen Tunnel-Schlittenpartie die unterirdischen Schutzräume erreichen können. Wladimir Gudilin spricht nicht davon, daß ein negatives Resultat auch ein Ergebnis sei. Die Kontrollmechanismen haben einwandfrei funktioniert, an Rakete und Fähre traten keine Defekte auf. Und es gibt keine andere Großrakete, bei der wie bei Energija noch im allerletzten Moment der Start abgebrochen werden kann. Außerdem sollte es überhaupt ihr zweiter Start und der erste von der eigens für dieses System gebauten Rampe sein. Wladimir Gudilin: „Wer garantiert schon, daß ein Kind, daß die ersten Schritte macht, nicht stolpert. Man muß nur aufpassen, daß es nicht hinfällt.“ Raketentester Gudilin erkennt viel Positives in dem Startabbruch: „Betrachten wir den 29. Oktober eben als Generalprobe.“ Und die Premiere? Die folgt nach den Vorbereitungen, die nach der ersten November-Dekade beginnen. Deshalb bleiben Energija und Buran in Startposition. Nur für das Bodenpersonal wird die Arbeit härter. Nach der Oktobersonne erwartet man Novemberschnee und Eiswind in Baikonur. So gesehen paßt der Name Buran: Schneesturm...

Karl-Heinz Eyermann

● Gut gesagt

Groß und stark muß die Liebe zu dem seit Jahrhunderten Vererbten sein. Der Künstler muß jedoch auch das gewisse Etwas in sich tragen, das Gespür für die Dinge. Nur so entsteht Beständiges, Schönes, Einmaliges.

Naiden Totew, Bulgarien, Kupferschmied

● Am Rande

Ein einmaliges Ameisen-Reservat wurde in Estland, bei Tartu, angelegt. Die „Waldsanitäter“, die dort massenweise ausgesetzt werden, sollen die Anwendung chemischer Stoffe zum Schutze der Bäume überflüssig machen. – Schnelle medizinische Hilfe!

● Persönliches

NINA SMETANOVA ist Malerin mit Hochschulabschluß und bereits elf Jahre am Prager Institut für Wohnraum- und Bekleidungskultur tätig. Ihre augenblickliche Aufgabe sind Entwürfe für die Turnbekleidung zur Tschechoslowakischen Spartakiade 1990.

Bei einem Republikswettbewerb von Kinderfilmen in Usbekistan beurteilte die Jury 30 Dokumentar- und Trickfilme, von denen das „Rote Blümlein“ den ersten Preis gewann. Das Drehbuch dazu hatte die 7jährige SWETA TSCHERNOWA aus Taschkent verfaßt.

Schon als junges Mädchen in Bulgarien bekannt, reist die Volksliedsängerin WALKANA STOJANOWA aus dem kleinen Dorf Ljulin noch heute im Rentenalter als gefeierte Solistin mit einem Folklore-Ensemble durch das Land.

Die Kollektion, die MAJA RASSULOWA, Dozentin an der Universität Baku, liebevoll als „Hausmuseum“ bezeichnet, umfaßt über 300 Plaketten, Abzeichen, Bücher, Statuetten und Porträts der sagenumwobenen Königin Nofretete.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: D. Christel, A. Paszkowiak, Sofiapress, F. Wegner, ZB/ČTK, ZB/Prensa Latina, ZB/MTI, ZB/Agerpress, Archiv/Radloff, ZB/TASS; Zeichnung: G. Knoch; Vignette: D. Schüler.

Friedrich Wolf zum 100. Geburtstag

Ein Beitrag von Günter Egemann

Warschau 1950: am Volkstheater wird der „Beaumarchais“ gegeben.

Zurückgekehrt aus den belasteten unruhigen Jahren der Emigration, findet „Hitlers Feind Nr. 1“ — ein Ehrentitel, einst verliehen von der amerikanischen Presse — kaum Zeit, sich als Schriftsteller niederzulassen. Eines späten Abends überbringt ein Bote einen folgenreichen Brief: „Erschrick nicht vor dem nächtlichen Überfall. Es geht um eine außerordentlich wichtige Angelegenheit ...“ Präsident Wilhelm Pieck bittet den kampf- und welterfahrenen Freund, der — nicht zuletzt auch durch seine Theaterstücke — in Polen einen guten Namen hat, um die Übernahme einer dringenden diplomatischen Mission.

Akkreditierung Friedrich Wolfs beim polnischen Präsidenten Boleslaw Bierut am 27. Februar 1950

Ein Mann und seine Mission

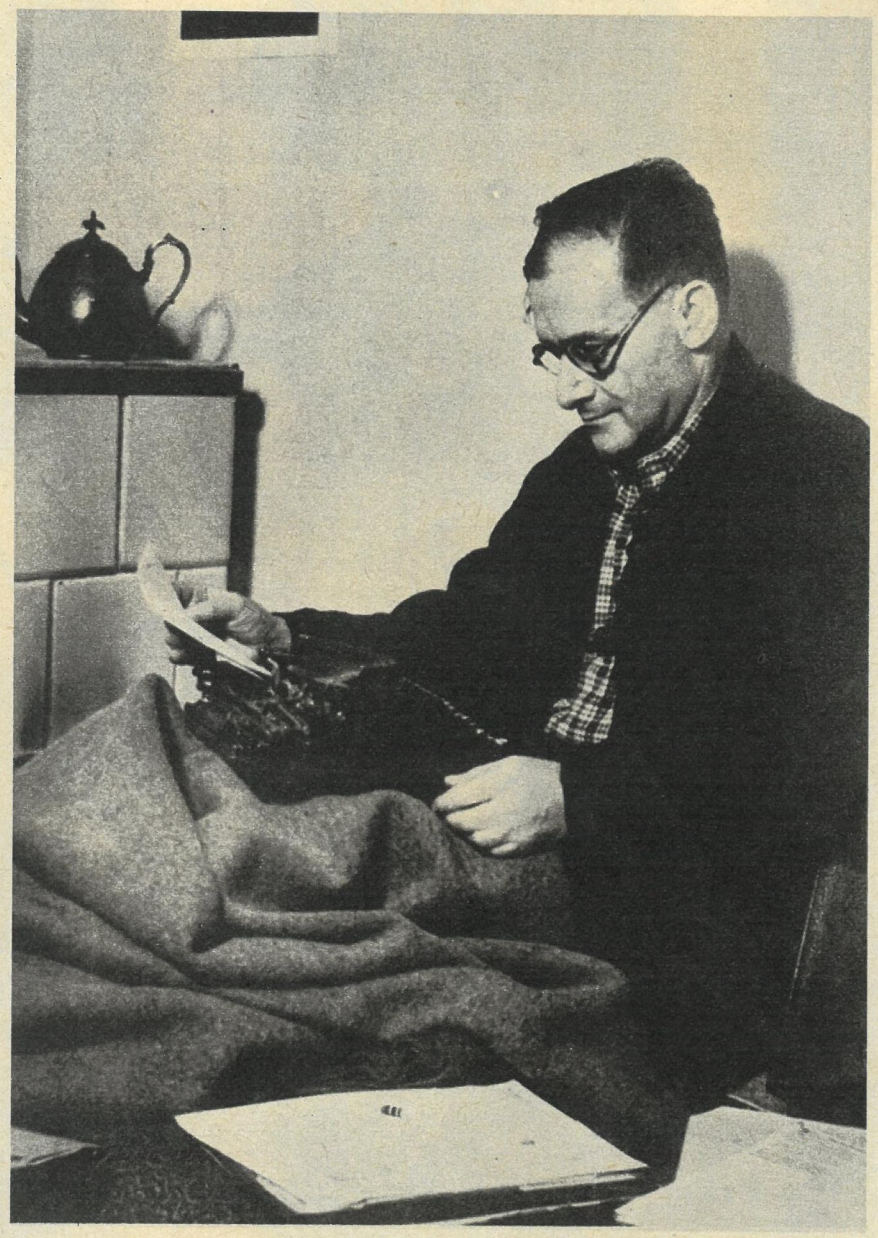
Ein Mann und seine Mission

Seßhaft ist er nirgends geworden, doch ziellos durchs Leben trieb er nie. Als Schüler kam er bis Holland: klammheimlich auf und davon, um als Schiffsjunge auf dem Rheinkahn „Het vliegende Paard“ („Das fliegende Pferd“) die Welt zu erobern. Vorerst konnten seine Schritte ins Eltern-Häusliche zurückgelenkt werden. Die Heilsarmee hatte dafür gesorgt.

Bald aber zog es den Anhänger der „Wandervögel“ bis in die Apenninen und nach Rom. Was Friedrich Wolf, Sohn aus betuchtem Haus eines Modeatelier-Besitzers, neben der Suche nach Eindrücken zeitlebens bewegte, war ein tiefwurzelndes Interesse an Menschen. Die Orientierung auf den Arztberuf geht auf seinen Onkel, einen Landgerichtsrat und „Heilpraktiker ohne Entgelt“ zurück. Als promovierter Mediziner heuerte der vitale Sportsmann auf einem Schiff an und dampfte gen Nordamerika. Später spülte ihn der erste Weltkrieg als Arzt an die Front, wo er zweimal verschüttet, einmal verwundet wurde. Während der Novemberrevolution war sein Platz im Arbeiter- und Soldatenrat Sachsen. Und im Ruhrkampf 1920 nannte man ihn den „Roten General von Remscheid“.

Die Zeit, in die Friedrich Wolf gestellt war, hatte für Extremsituationen reichlich gesorgt. Sein Handeln aber wurde nicht vom Zufall diktiert. Soziale Verantwortung und operatives Eingreifen führten ihn früh über Schulmedizin und Naturheilkunde hinaus. Das, was in der Luft lag, drängte ihn mehr und mehr zur künstlerischen Aktion. Wolf vermochte nicht länger, ausschließlich Arzt zu sein. Er begriff sich als Künstler, auch wenn ihn dieses „Zwitterdasein“, wie er seinen Eltern schrieb, zu „zerreißen“ und „aufzufressen“ drohte. 1929, zehn Jahre nach seiner ersten Erfahrung als Bühnenautor, trat er als mutiger Streiter für sexuelle Aufklärung und Geburtenregelung mit seinem Zeitstück „Cyankali“ gegen den berüchtigten Abtreibungsparagraphen 218 an. Und kurz darauf diktierte er das Revolutionsstück „Die Matrosen von Cattaro“ in die Maschine. Seine Kunst galt nicht der Ewigkeit, war nicht poetisch autonom, sondern prononciert politisch. Sie war zeitgemäß. Die Auffassung von „Kunst als Waffe“ hat er mitgeprägt und praktiziert; andere haben sie verabsolutiert.

Keine Frage, Wolf war wer in Deutschland. An ihm schieden sich die Geister, nicht nur in der Presse. Massenproteste hinderten den Versuch, ihn durch Denunziation zu kriminalisieren. Doch im Zeichen einer sich anbahnenden Gewaltherrschaft, die bald bis auf die Knochen abfordern sollte, Deutscher unter allen Umständen zu sein, wurde es lebensbedrohlich für einen, der Jude und vor allem Kommunist war. Er mußte es verlassen, das beginnende Tausendjährige Reich. Für zwölf Jahre.



★

Eine entspannte Lebensphase des Schreibens beginnt auch jetzt nicht, nach Rückkehr aus der Sowjetunion, seiner zweiten Heimat. Umfassend und vielgestaltig sind die Aufgaben, die auf ihn zustürzen. Er kümmert sich um Theater und Film, Rundfunk und Verlagsarbeit, Journalismus und Kulturpolitik zugleich. Plötzlich und unerwartet dann (der Staat ist keine vierzehn Tage alt), jener drängende Brief von Wilhelm Pieck, der ihn über Nacht zum Botschafter in Polen ernennt. Es sei keine Zeit zu verlieren, heißt es, mit den sich überschlagenden Ereignissen müsse man Schritt halten. Und weiter: „Du sollst keine Sorge haben, daß Dich die Übernahme dieser Aufgabe in Deiner schriftstellerischen Tätigkeit behindert…“ Dennoch bleibt die Tatsache: Frack gegen Federhalter, Glacéhandschuhe statt Gegenwartsprosa. Doch Wolf zögerte nicht. Nach den zähen Jahren des politischen Frontkampfes, die ihn mit Wilhelm Pieck für immer verbanden, war schon der

In seiner Berliner Wohnung 1946 Unterzeichnung des deutsch-polnischen Kulturabkommens im Juni 1950 in Warschau

Der Autor zahlreicher charaktervoller Tiergeschichten mit seinem vierbeinigen Freund Bummi

bloße Gedanke, akuten Staatsinteressen den Vorrang vor eigenen Wegen zu verweigern, absurd.

Herausgerissen aus der Arbeit an mehreren Manuskripten (den Vorsitz des Bundes Deutscher Volksbühnen tritt er an Hans Rodenberg ab) trifft Friedrich Wolf im Februar 1950, am Tag der Roten Armee um zehn Uhr vormittags, in Warschau ein: Mit seiner Frau Else und dem Botschaftspersonal. Außerdem ein Spezialwaggon, der zwei Personenwagen enthält, sechs Kisten Büromaterial, Radio, Schreibmaschine und persönliches Gepäck. Und ein ganz ganz kleiner Hund… Die Residenz in der Litewska uliza 6 erweist sich als ein Palais von fünf unteren Repräsentationsräumen, eingerichtet im Stile Louis XV. und XVI. mit echten Orientteppichen und französischen Gobelins. In der oberen Etage elf Geschäftsräume in sachlich hellem Dekor.

Inmitten des verwüsteten Landes – ein glanzvolles Adelshaus als Zeichen der Achtung einem Volk gegenüber, das nunmehr für alle Zeit Freund sein will. Friedrich Wolf, der Schreckliches im Krieg erlebt hatte, erinnert sich, wie er stumm wurde, als er im August 1948, delegiert zum Internationalen Kongreß zur Verteidigung des Friedens, die einst so elegante Metropole mit eigenen Augen sah. Die deutsche Delegation fuhr damals mit dem Leiter der Warschauer Stadtplanung durch ein „unübersehbares Trichtergelände, ähnlich einer Mondlandschaft". Häuserskelette starrten ihm entgegen. Er sah die „Todeswüste" des Warschauer Ghettos und fühlte sich beim Anblick dieses „klaffenden riesigen Nichts, das wir umkreisten", wie auf einem erkalteten Stern. Wer als Deutscher auf diesem blutdurchtränkten Boden Freundschaft bezeugen wollte, mußte in der Welt einen makellosen Ruf haben als schöpferischer Geist und antifaschistischer Kämpfer. Der Kredit, den anerkannte Namen wie Friedrich Wolf im Ausland besaßen, war für unser Land unschätzbares Startkapital.

★

September 1939. Wolf auf dem Weg nach Madrid, um am Freiheitskampf der Interbrigaden teilzunehmen. Im selben Monat, da deutsche Truppen Polen überfallen, wird er in Paris verhaftet. Das Ende hieß Le Vernet. Es bedurfte aller nur verfügbaren Kraft, um dieses nahe der Pyrenäen errichtete Lager für politisch Unerwünschte zu überstehen. Wolf stemmte sich gegen die unablässige Lebensbedrohung mit ungebrochenem künstlerischen Gestaltungswillen. Mit Hilfe einer Sardinenbüchse voll Öl und Schmalz und einem Stückchen geflochtener Schnur als Docht entriß er der Lagerfinsternis Wort für Wort seines bekannten Dramas „Beaumarchais". Getarnt als „Hygienische Vorträge" wurde das Werk einem Kreis von Antifaschisten vorgelesen und zur Diskussion gestellt. Es fand später, als Miniaturabschrift in eine Milchdose eingelötet, den Weg in die Freiheit. Ihm selbst öffneten sich die Lagertore dank des Einsatzes sowjetischer Freunde (vor allem des Schriftstellers Wsewolod Wischnewski), die seine offizielle Einbürgerung in Moskau vorantrieben, damit der Sowjetpaß das Schlimmste verhüte…

★

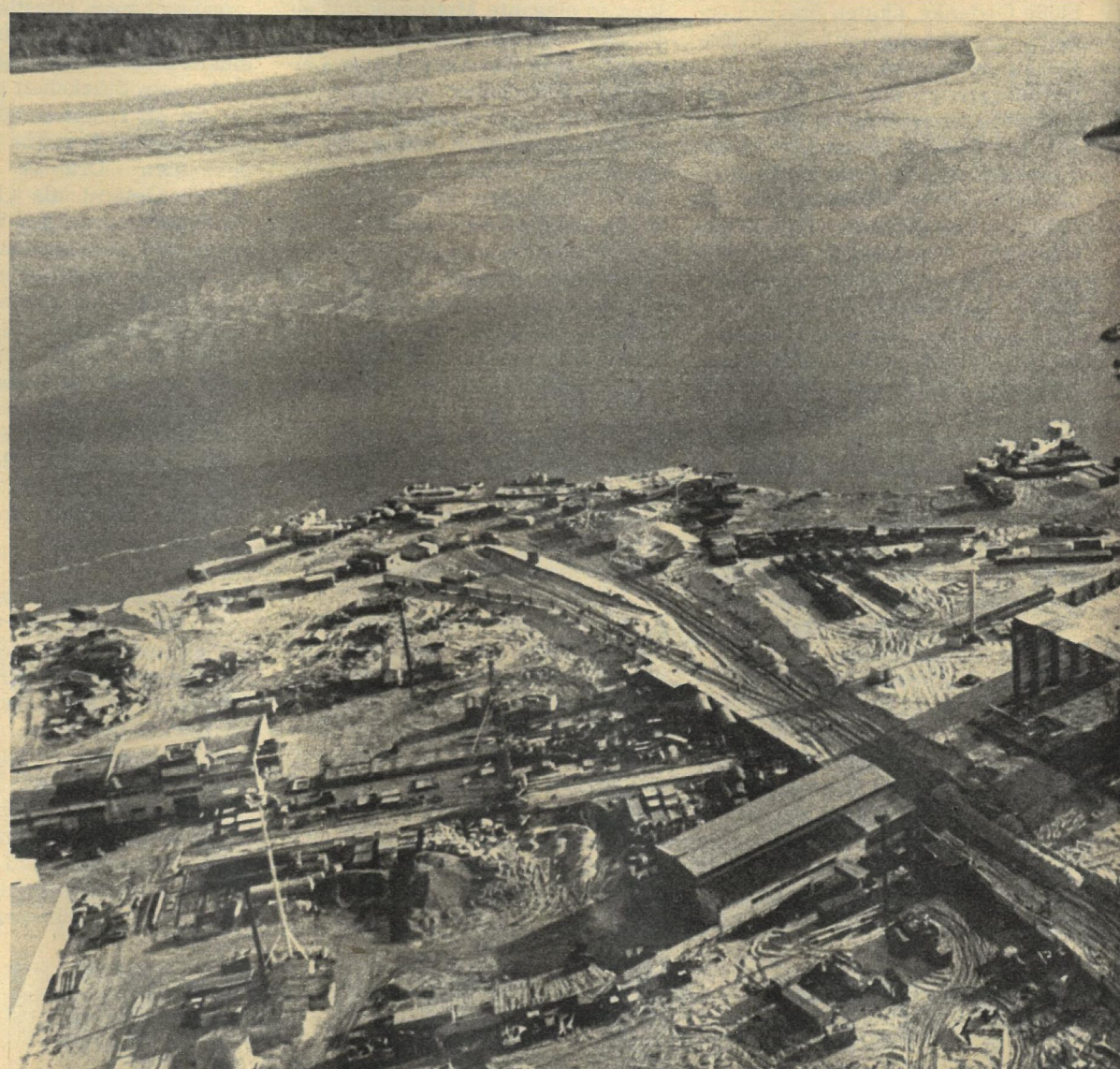
Zwei Schicksalsgefährten des Autors, die polnischen Geschwister Zofia und Miecyslaw Szeleyen, wecken nach dem Krieg in dem Übersetzer Roman Szydlowski den Wunsch, jenes Schauspiel ins Polnische zu übertragen. Die Proben zu „Beaumarchais" am Warschauer Volkstheater sind noch im Gange, als Missionschef Friedrich Wolf eintrifft. Ganz klar, daß es ihn zur Bühne zieht; sozusagen erste Einmischungen in künstlerische Angelegenheiten als Autor in die Interpretation seines Werks.

Es ist nicht sein erstes Stück, das in Polen über die Bretter geht. Wolfs weltberühmter „Professor Mamlock" hatte einst am Jüdischen Theater Warschau seine Uraufführung erlebt. Und zuvor hatte er mit „Cyankali" in Warschau und Łódź die Meinungen mobilisiert. (In Warschau zündeten damals Gegner des Stückes eine Tränengasbombe.) Der Botschafter-Schriftsteller muß den Weg zu polnischen Bürgern nicht erst suchen. Der Übersetzer Roman Szydlowski erinnert sich: „Ich kam oft in das Haus der DDR-Botschaft in der Litewska-Straße, wo man sich offen und geistreich über Probleme von Kunst, Literatur, Theater und Politik unterhalten konnte. Oft waren hier bedeutende polnische Intellektuelle zu Gast, mit denen Wolf seit jeher befreundet war… Die Atmosphäre bei Wolfs war außergewöhnlich gemütlich und locker, keine Spur von offiziellem Pomp und diplomatischer Etikette… Man aß sehr gut bei Wolfs und trank guten Wein, den Friedrich Wolf seit seiner Jugendzeit sehr schätzte. Und dazu kamen die Gespräche oder besser die wunderbaren Erzählungen des Haus-

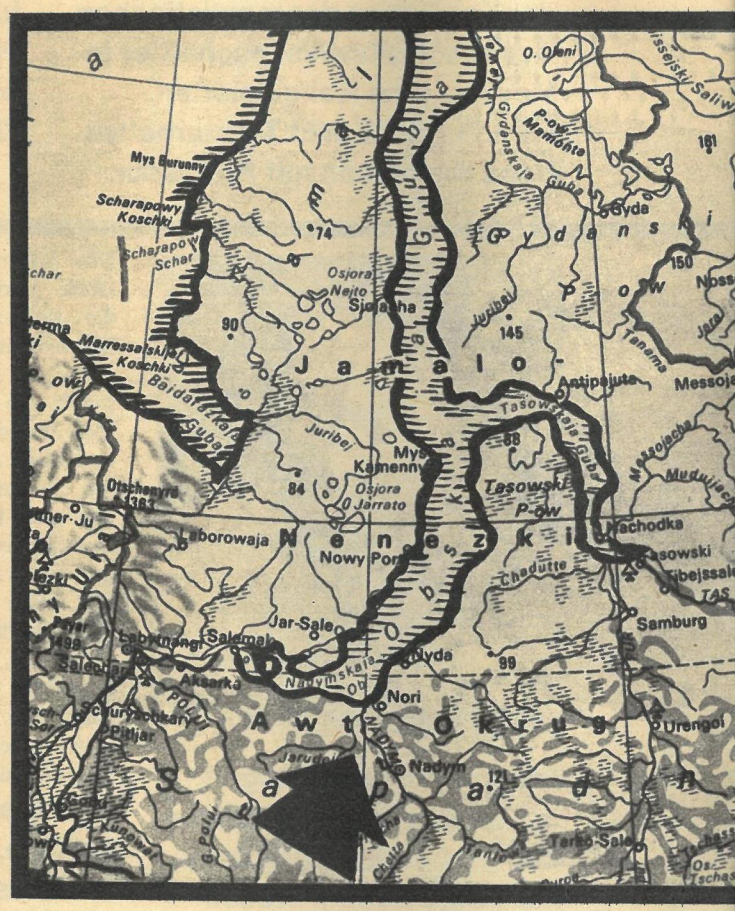
Fortsetzung auf Seite 41

Bewahren oder ausbeuten?

„Wir wollten uns kein Urteil von der Stange bilden“, sagte uns Iwan Masur (42), stellvertretender Minister für Erdöl- und Erdgasbau der Sowjetunion. „Deshalb sind wir nach Nadym gekommen“.
Mit dem „wir“ waren Wissenschaftler und Erdölarbeiter gemeint, Ureinwohner und Funktionäre, Geologen und Ökologen. Allesamt Teilnehmer der 1. Allunionskonferenz der Erdöl- und Erdgasindustrie zu Fragen des Umweltschutzes in der Arktis, der FREIE WELT beiwohnte. Streng nach dem Verursacherprinzip: Gastgeber war nicht das Staatliche Komitee für Umweltschutz, das Ministerium selbst gab das nötige Geld und sich die Ehre. Anfang Oktober fand die Konferenz statt. Tagungsort war Nadym. Eine junge, westsibirische Stadt, noch unansehnlich, im Jahre 1973 wurde sie rund hundert Kilometer vom Polarkreis entfernt gegründet. 48 000 Menschen leben heute in ihr. Nadym ist das geistige Epizentrum zur industriellen Erschließung einer ganzen Region. Einer empfindlichen und verletzbaren, einer schützenswerten. Aber auch einer an Erdgas und anderen Bodenschätzen reichen: der Halbinsel Jamal.
Die Geschichte Nadyms ist ein Teil der Geschichte des westsibirischen Erdgases. Einst



Die erste Umweltschutzkonferenz der sowjetischen Erdöl- und Erdgasindustrie tagte in Nadym.



Gesunde Tundra bei Jamburg (links oben). Die Industrie drängt nach Norden. Hafenbau am Fluß Nadym nahe am Polarkreis (links unten).

verbarg sich hinter diesem Namen nichts weiter als eine kleine, meteorologische Station. Dann wurde das Gasvorkommen von Medweshje entdeckt. Die Wetterstation wuchs zur Stadt. Und es kam Urengoi. Und dann war das Jamburger Revier an der Reihe. Ein Name berühmter als der andere. Jetzt also Jamal. Ein unberührtes, 200 000 Quadratkilometer großes Naturkleinod... bewohnt nur von Jägern und Hirten. Von Jamal-Nenzen, die mit ihren Rentierherden nomadisierend von Lagerplatz zu Lagerplatz ziehen. Bewahren oder ausbeuten? So stand für einen Teil der Konferenzteilnehmer die Frage. – Bewahren und ausbeuten! So meinten die anderen.

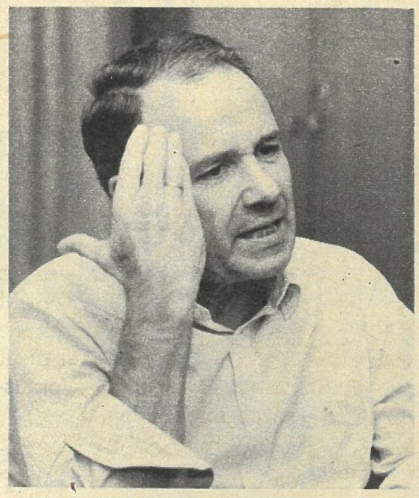
In vier Arbeitsgruppen saß man zu Rate. Jede Meinung wurde gehört. Man erörterte das Für und Wider, zog die Erfahrungen zu Rate, die in Alaska gemacht wurden, man wertete die ökologischen Fehler aus, die hinter den Namen Jamburg und Urengoi stehen. Man suchte einen Weg. Keinen goldenen Mittelweg, denn den gibt es nicht. Einen gangbaren. Um die Natur zu schützen, die Luft zum Atmen, das Wasser zum Trinken... und trotzdem die Bodenschätze zu bergen. Vor hundert Jahren schrieb Friedrich Engels: „Schmeicheln wir uns indes nicht zu sehr mit unseren menschlichen Siegen über die Natur. Für jeden solchen Sieg rächt sie sich an uns". Um nicht einst dazustehen wie die besiegten Sieger, aus diesem tiefen Grund tagte die Konferenz. FREIE WELT berichtet demnächst darüber.

Bernd Siegmund (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Über Probleme, die teils auch auf der Konferenz der marxistischen Gesellschaftswissenschaftler in Moskau eine Rolle spielten, sprach FREIE WELT-Mitarbeiter Hans Bergmann mit Professor

Dr. Erich Hahn, Direktor des Instituts für marxistisch-leninistische Philosophie der Akademie der Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED.

Heraus



Die großen Wandlungen, die sich in der Welt vollziehen und globale Probleme zur Folge haben, stellen beide Weltsysteme vor schwierige Lösungsaufgaben. Wer ist auf die Erfordernisse besser eingestellt, die sich allein schon aus der wissenschaftlich-technischen Revolution ergeben?

Ich möchte auf die Frage vorerst einen anderen antworten lasssen. „Die ‚freie' Wirtschaft der westlichen Industriegesellschaft" ist „gerade der Herd der Dynamik..., die der Todesgefahr (der Menschheit – E. H.) zutreibt." Der Blick richtet sich daher „natürlicherweise auf die Alternative des Kommunismus", der der „Irrationalität einer vom Profitstreben beherrschten Wirtschaft... das Versprechen einer größeren Rationalität in der Verwaltung des Baconischen Erbes" entgegenstellen könne. Nur „das marxistische Programm, welches das naiv Baconische der Naturbeherrschung mit dem der Umgestaltung der Gesellschaft integriert..., kann heute ernstlich als Quelle einer Ethik angesehen werden, die das Handeln vorwiegend auf die Zukunft richtet und von dorther der Gegenwart ihre Normen auferlegt". Das Zitat ist dem Buch „Das Prinzip Verantwortung" von Hans Jonas entnommen, einem in den USA lebenden Autor, dem jede Sympathie für den Kommunismus abgeht. Gerade deshalb ist das ein interessanter Beitrag zu der Frage, wer auf die globalen Erfordernisse unserer Zeit besser eingestellt ist. Eine primär und direkt vom Profitprinzip, von solcher Art Sonderinteressen geprägten Wirtschaft stößt an Grenzen, wenn es darum geht, Probleme globalen Ausmaßes, die sie selbst geschaffen hat – nehmen wir nur das Problem imperialistischer Hochrüstung und ihrer Konsequenzen oder das der Ausplünderung der dritten Welt –, zu lösen. Die Lösung dieser Probleme setzt Denk- und Verhaltensweisen voraus, die sich an gesellschaftlichen und Menschheitsinteressen zu orientieren vermögen. Jonas hat recht, einer Gesellschaft, die auf dem gesellschaftlichen Eigentum der Produktionsmittel beruht und nicht kurzfristigen Sonderinteressen, sondern langfristigen Menschheitsinteressen folgt, große Chancen bei der Bewältigung globaler Herausforderungen einzuräumen. Das bedeutet natürlich, weder den Kapitalismus aus seiner Verantwortung zu entlassen, noch zu übersehen, daß zur Lösung globaler Probleme nicht nur günstige gesellschaftliche, darunter soziale und moralische Betrachtungen vonnöten sind, sondern enorme materielle Mittel!

Sind die ökonomischen Potentiale, über die der Kapitalismus verfügt, nicht die beste Voraussetzung, zumindest einige globale Probleme zu lösen?

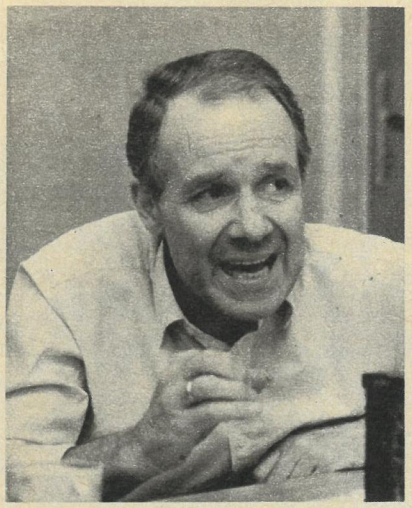
Genau das ist das Problem. Natürlich bieten die beträchtlichen wissenschaftlich-technischen, finanziellen und ökonomischen Potenzen dem Kapitalismus eine hervorragende Voraussetzung für die Inangriffnahme einer Reihe derartiger Probleme. Es gibt Berechnungen, wie schnell die Unterernährung aus der Welt wäre, würden bestimmte politische Weichenstellungen erfolgen. Wir wissen sehr genau, was alles möglich wäre, wenn das Wettrüsten ein Ende hätte. Das erfordert jedoch ein Umdenken, zu dem einflußreiche und mächtige Repräsentanten des Kapitalismus offenkundig noch nicht bereit sind.

Hat die Notwendigkeit des kooperativen Zusammenwirkens zwischen Kapitalismus und Sozialismus, damit die Menschheit überlebt, uns vor neue Aufgaben gestellt?

Das Erfordernis, mit viel Ideen und Aktionen um die Herbeiführung, Festigung und Ausweitung einer Koalition der Vernunft im Interesse der Verhinderung eines Nuklearkrieges zu ringen, erfordert von uns Bereitschaft, auf Kräfte zuzugehen, die uns nicht selten in weltanschaulicher, sozialer, politischer Hinsicht sehr fern stehen. Diese Seite systemübergreifender Kooperation, das zielstrebige Aufspüren gemeinsamer Interessen fordert vom Sozialismus ein hohes Maß an Souveränität im Umgang mit sich selbst als Voraussetzung eines souveränen Umgangs mit einem Partner, von dem uns in anderer Hinsicht antagonistische Klassengegensätze trennen. Zugleich empfinde ich die Politik des Dialogs als Bereicherung unserer Sache und unserer Realität. Sie zwingt uns, unsere eigene Identität, unser historisches Profil in materieller, sozialer und geistiger Hinsicht noch deutlicher und direkter auszuprägen.

Kompromißfähig ist man somit nur, wenn man ein hohes Maß an Souveränität besitzt?

Genau. Alle Erfahrungen lehren uns, daß gerade soziale, ökonomische und politische Stabilität uns in die Lage versetzt hat, den Dialog mit den unterschiedlichsten Kräften anzustreben und uns zu einem anerkannten Partner gemacht hat. Nennen wir nur unsere Beziehungen zur SPD. Stabilität und Souveränität waren die Ausgangspunkte für ein offenes Verhältnis, in dem die kritischen Seiten und strittigen Punkte ebenso benannt werden wie die übereinstimmenden Positionen. Das gleiche gilt auch für die Beziehungen mit den Vertretern der Monopolbourgeoisie. Nun muß man allerdings hinzufügen, daß diese Beziehungen auch Überraschungen und Wendungen unterliegen können. Die Kräfte, mit denen wir die Zusammenarbeit praktizieren, werden von Faktoren beeinflußt, die außerhalb unseres Einflusses liegen. Übrigens haben wir in den letzten Monaten und Jahren ein ums andere Mal unsere geschichtliche Souveränität auch dadurch unter Beweis gestellt, daß wir nicht auf jede plumpe Provokation, auf jedes starke Wort, auf jede primitive Herausforderung mit der gleichen Münze heimgezahlt haben.



Gibt es unterschiedliche Konzeptionen im Zusammenhang mit der Frage, wie der Sozialismus auf die neuen ökonomischen und politischen Herausforderungen zu reagieren hat?

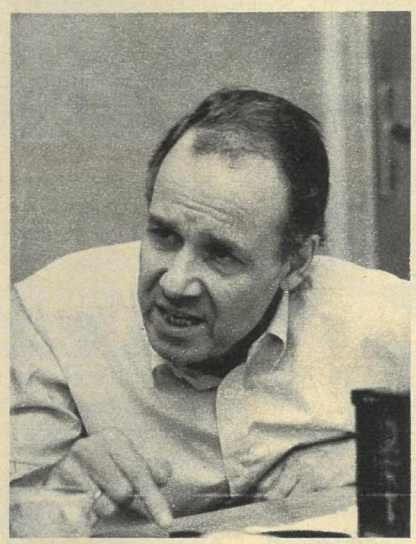
Ich sehe keine Divergenzen in der Frage, wie man auf solche Herausforderungen wie die Hochrüstungs- und Konfrontationspolitik militaristischer Kreise in den beginnenden 80er Jahren zu reagieren hat. Ein anderes Feld ist die wissenschaftlich-technische Revolution. Auf der Konferenz der Gesellschaftswissenschaftler aller sozialistischen Länder Anfang Oktober in Moskau wurden in dieser Frage unterschiedliche Meinungen und Erfahrungen deutlich. Beispielsweise in den Überlegungen, welchen Raum die soziale Sicherheit einnimmt in der Entwicklung der Triebkräfte unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution. Ich meine, daß soziale Sicherheit automatisch und für sich genommen nicht die Eigenschaft aufweist, als Triebkraft zu wirken oder Leistungsmotivation einzuschränken. Ich halte es jedoch für eine enorme Herausforderung für den Sozialismus, jenen historisch neuen Typ von Triebkräften zu entwickeln, der auf der Grundgegebenheit sozialer Sicherheit ansetzt. In seiner Schrift „Die große Initiative" nennt Lenin drei historische Typen von Disziplin. Anstelle von Disziplin kann ich auch Triebkraft setzen. Für den Feudalismus war es die Disziplin des Stockes, für den Kapitalismus die des Hungers. Die Erwartung Lenins an den Sozialismus heißt: Freie und bewußte Disziplin der Werktätigen, die gemeinschaftliche Organisation der gesellschaftlichen Arbeit. Stock und Hunger haben gemeinsam, daß sie durch eine Not- und Furchtsituation Triebkräfte freisetzen. Eine solche Funktion erfüllen heute die Angst um den Arbeitsplatz, die Angst vor der Arbeitslosigkeit. Die eigentliche historische Zäsur besteht im Übergang der Menschheit zu Lenins drittem Typus der Disziplin. Viele Gesellschaftswissenschaftler der sozialistischen Länder sind sich darin einig, in der konsequenten Anwendung des Leistungsprinzips, in der Absage an jede Form der Gleichmacherei und in der stärkeren Akzentuierung der sozialistischen Wertvorstellungen in ihrer Totalität einen Weg zu sehen, um diesen historischen Typus von Triebkräften hervorzubringen.

Gab es nicht auch Überlegungen, im übertragenen Sinne Stock und Hunger künftig nicht vollends auszuschalten?

Es gibt in der Tat Überlegungen, die Grundbefindlichkeit sozialer Sicherheit anzutasten, einzuschränken, um auf diese Weise ein Mehr an Triebkräften freizusetzen. So gab es die Auffassung, daß eine gewisse Arbeitslosigkeit in Kauf genommen werden muß, und sei es auch nur vorübergehend. Ich meine, daß eine Aushöhlung der sozialen Sicherheit nicht die Resultate erbringen wird, die man erwartet. Dafür gibt es tragische Beispiele! Die sozialistische Entwicklung hat einen Typus von Pro-

forderungen

duzenten hervorgebracht, der auf die Einschränkung sozialer Sicherheit offenkundig anders reagiert als dies in der Klassengesellschaft der Fall ist. Man muß also über die vermittelnden Faktoren ökonomischer, rechtlicher, organisatorischer und moralischer Art nachdenken, durch die soziale Sicherheit reproduziert und ein hohes Leistungsverhalten sowie die Bereitschaft zur Verantwortung erzeugt werden. Ganz abgesehen davon ist der Sozialismus eine Hoffnung für die Menschheit gerade dadurch, daß er auf neue Herausforderungen nicht in den hergebrachten Formen einer Ausbeuterordnung, sondern auf neue, auf humane Weise reagiert.



Haben allgemeingültige Gesetze für den Aufbau des Sozialismus überhaupt noch ihre Bedeutung, die wir ihnen vormals beigemessen haben, wenn wir von zunehmenden nationalen Besonderheiten im Sozialismus reden?

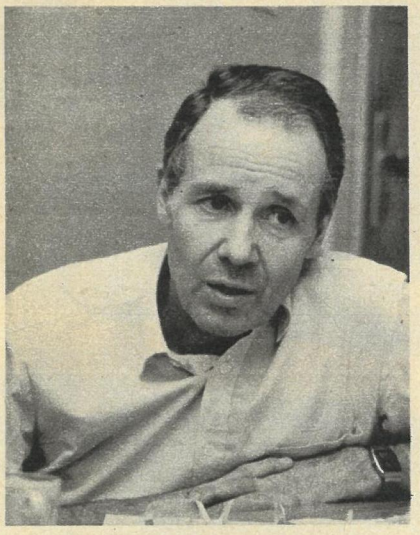
Nach meiner Auffassung behalten die allgemeingültigen Gesetze des Sozialismus ohne jede Einschränkung ihre Bedeutung. Auf der Konferenz in Moskau wurde festgestellt, daß sowohl die allgemeingültigen als auch die spezifischen Gesetze in der Entwicklung der sozialistischen Länder, daß beides immer wichtiger wird. Die allgemeingültigen Gesetzmäßigkeiten wie auch die Berücksichtigung der nationalen Bedingungen, der historischen, sozialen und geographischen Momente, sind gleich wichtig. Erst in dem Maße, wie beispielsweise der Sozialismus in der DDR in die Tiefe ging, konnten wir Ernst machen mit der Besinnung auf die nationalen Traditionen. Wir konnten sie souveräner und reichhaltiger zur Geltung bringen als es noch zur Zeit der Übergangsperiode möglich war. Der gleiche Prozeß vollzieht sich in anderen sozialistischen Ländern. Wer zum Beispiel in China war, wird erfaßt haben, daß hier eine Revolution vonstatten geht, die dem Sozialismus ein anderes Gesicht als in anderen Ländern geben wird. Das ist nicht ein Weniger an sozialistischer Realität, sondern gehört zu ihrer Festigung, Ausweitung und Vertiefung. Indem der Sozialismus reichhaltiger und konkreter wird, vertiefen sich auch unsere Vorstellungen über die allgemeingültigen Gesetze.

Welches Gesetz würden Sie an erster Stelle nennen, das seine Allgemeingültigkeit unter Beweis gestellt hat?

Vor allem das zwingende Erfordernis der Ausübung der Macht durch die Arbeiterklasse, die Gewährleistung eines festen Bündnisses mit den anderen Klassen und Schichten und die führende Rolle der marxistisch-leninistischen Partei in der Gesellschaft. Es gibt keine einzige historische Erfahrung, die die Gültigkeit dieser Gesetze irgendwie relativiert hätte. Diskussionen über die Teilung der Macht der Arbeiterklasse sind keine Bereicherung des Sozialismus, sondern ein erzwungenes historisches Zurück. Auch die Existenz und volle Funktionsfähigkeit des sozialistischen Eigentums an Produktionsmitteln und einer sozialistischen Planwirtschaft würde ich zu den unverzichtbaren allgemeingültigen Gesetzmäßigkeiten des Sozialismus rechnen. Dabei ist diese Aufzählung nicht vollständig.

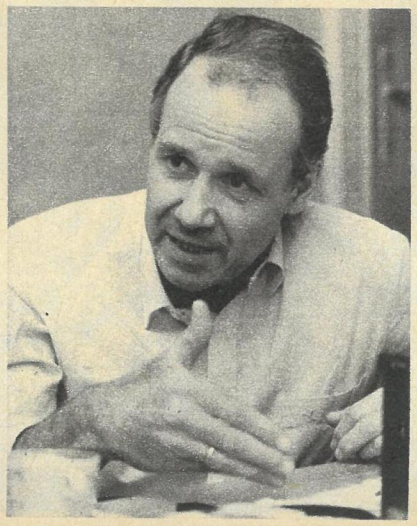
Wie sieht es mit dem Problem der Planwirtschaft und Marktsystem aus?

Alle sozialistischen Länder sind dabei, Wege der Vervollkommnung ihres Wirtschaftssystems zu beschreiten, die darauf hinauslaufen, Plan und Markt besser miteinander zu verbinden. Es gibt jedoch auch eine Grenze. Wenn sich Marktprinzipien auf Kosten der Planung ganz bestimmter volkswirtschaftlich und politisch entscheidender Positionen durchsetzen, so haben wir es ebenfalls mit einer Einschränkung einer wesentlichen allgemeinen Gesetzmäßigkeit zu tun. Die Planung hat wichtige volkswirtschaftliche und strukturelle Proportionen zu beachten. Das kann der Markt nicht. Zugleich wird immer deutlicher, daß die nationalen Bedingungen sich entwickeln und verändern und daher immer wieder aufs neue durchdacht werden müssen. Das eine sind die ursprünglichen historischen Voraussetzungen, die am Beginn des sozialistischen Weges stehen. Das ist eine Konstante. Etwas anderes ist es, wenn nationale Bedingungen sich aus der Konfrontation mit der gegenwärtigen kapitalistischen Realität ergeben. Nehmen wir als Beispiel die DDR. Wir wissen heute besser als vor dreißig Jahren, in welchem Maße ein Land an der Trennlinie zwischen beiden Weltsystemen spezifischen Bedingungen unterliegt. Und wir wissen auch, in welchem Maße die Weiterführung des Sozialismus bei Existenz des spezifischen Imperialismus in der BRD vor sich gehen wird. Die Auseinandersetzung mit bürgerlicher Ideologie ist ein allgemeines Erfordernis. Sie bringt für ein Land wie die DDR besondere Anforderungen mit sich, sie nimmt einen besonders breiten Raum ein und ist ein besonders empfindliches Barometer des Entwicklungsstandes der Systemauseinandersetzung. Auch das zählt zu unseren besonderen Bedingungen.

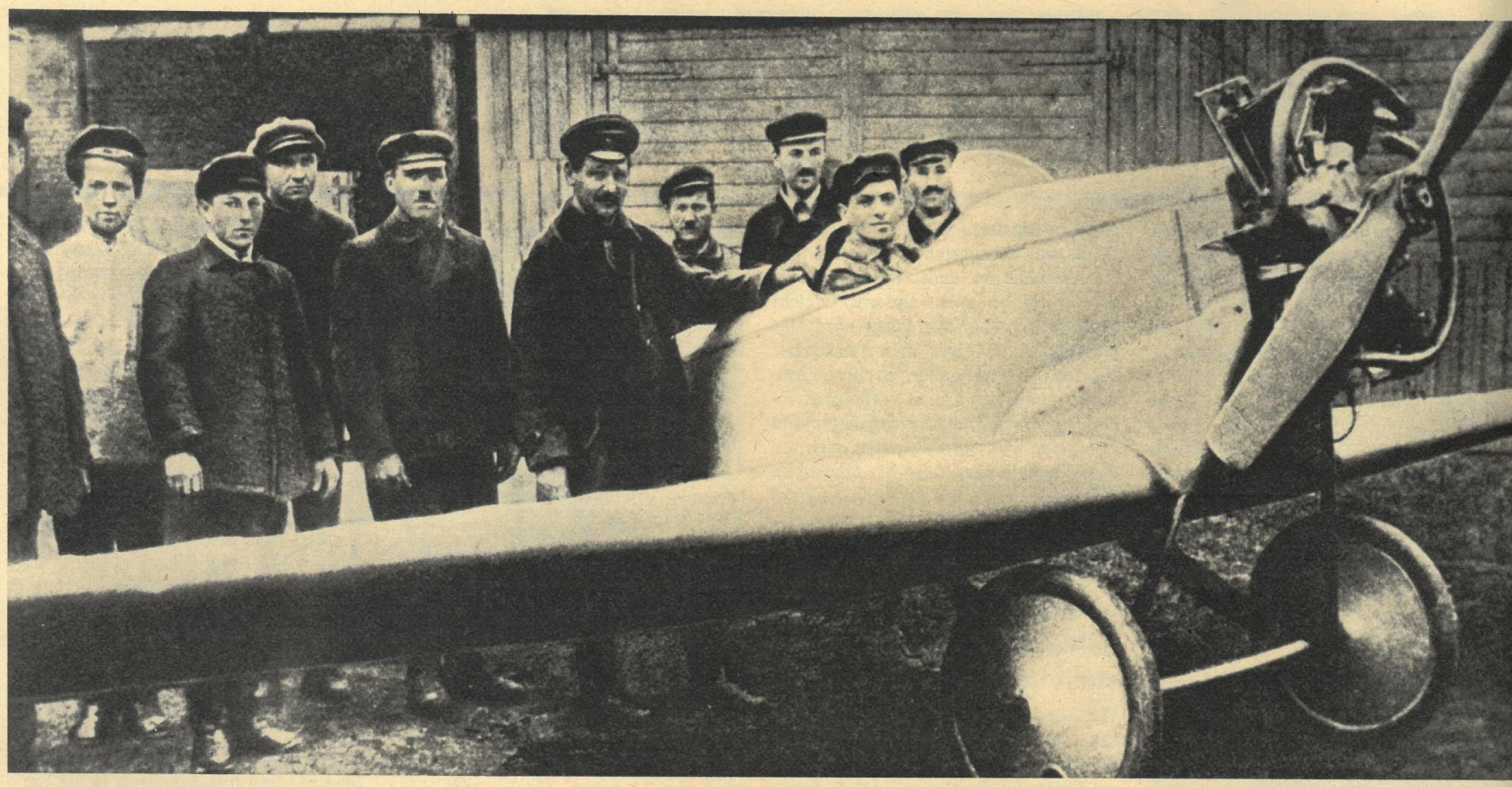


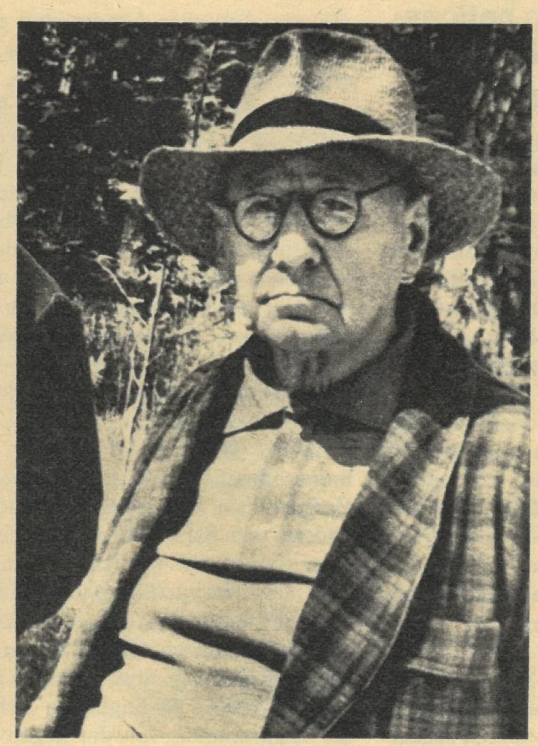
Modifiziert der Kampf um den Weltfrieden den Kampf der Klassen? Werden Änderungen in der Theorie vom Klassenkampf notwendig?

Der Kampf um die Sicherung des Weltfriedens berührt den Klassenkampf natürlich. Die Erfordernisse der Friedenssicherung sind ein Ausgangspunkt für das Selbstverständnis von Klassenzielen und -interessen. Sie sind von Bedeutung für die Beziehungen zwischen den Klassen, Staaten und Systemen. Die Sicherung des Friedens hat insofern Priorität, als ohne Frieden jeglicher Klassenkampf und Kampf um sozialen Fortschritt ihren Sinn verlieren. Zugleich vollzieht sich Friedenskampf nicht etwa schlechthin jenseits der Klassenauseinandersetzungen unserer Epoche, auch wenn die sich einander gegenüberstehenden Kräfte und Fronten sich von den Konstellationen auf anderen Feldern unterscheiden. Vielfältige Bündnisse und gemeinsame Aktionen zwischen unterschiedlichen Klassenkräften spielen eine Rolle. Zugleich betrifft diese Dialektik die Hauptklassen unserer Epoche auf unterschiedliche Weise. Die Sicherung des Weltfriedens ist in die historische Mission der Arbeiterklasse eingeschlossen. Die historische Formierung und Stärkung des Sozialismus stabilisiert die Position des Friedens auf der Welt. Der Kapitalismus hat im Laufe seiner Stärkung und historischen Formierung das Phänomen imperialistischer Weltkriege hervorgebracht. Das ist ein bemerkenswerter Unterschied. Heute leben beide Weltsysteme mit dem Zwang, ihre Gegensätze auf friedliche Weise auszutragen. Doch die Klassengegensätze verschwinden nicht aus der Welt, selbst unter der Voraussetzung des friedlichen Wettstreits der Systeme. Das alles bringt neue Fragestellungen für die marxistisch-leninistische Theorie des Klassenkampfes mit sich. Es bedarf jedoch keinesfalls einer Korrektur ihrer Grundannahmen. Ich bin vielmehr der Auffassung, daß die Möglichkeit und Verantwortung der Arbeiterklasse, ihr eigenes Profil, ihre Identität und ihre Potenzen in die Entscheidung Krieg–Frieden einzubringen gerade damit zusammenhängt, daß sie die einzige Klasse ist, die über eine wissenschaftliche Theorie der Klassen und des Klassenkampfes verfügt. Gerade diese Theorie spiegelt die gegenwärtige Dynamik der Klassenkräfte, der wechselnden und widerspruchsvollen Fronten ebenso wie die Grundwidersprüche zwischen Arbeiterklasse und Bourgeoisie wider. Nicht eine Abschwächung oder Korrektur dieser Theorie steht auf der Tagesordnung, sondern ihre Anwendung im Interesse der Sicherung des Friedens. Diese Theorie ist unverzichtbar hinsichtlich der Friedensfrage, da sie die Dynamik der Klassenkräfte widerspiegelt, die widerspruchsvollen, wechselnden Klassenfronten, die Kräfte, die sich im ökonomischen Kampf gegenüberstehen, in der Friedenssicherung jedoch durchaus an einem Strang ziehen. Ich meine, daß nicht eine Korrektur oder Abschwächung der Klassenkampftheorie auf der Tagesordnung steht, sondern ihre Weiterführung und differenzierte Anwendung, ihre Ausweitung hinsichtlich der Möglichkeit, eine breite Koalition der Vernunft zu schaffen.



Fotos: Detlef Christel





Noch mit der Studenten-Furaschka – Tupolew an seinem ersten Flugzeug 1923 (im Bild oben links). Hier hat die Enkeltochter den Hut auf – Tupolew 1959 vor dem größten Turboprop-Passagierflugzeug der Welt, der Tu-114 (rechts). Die Lederhaube des Piloten – Tupolew flog bei der Erprobung seiner ersten Großflugzeuge Ende der zwanziger selbst mit (links außen). Schirm mit Tweed – als Tupolews erstmalig über den Nordpol flogen (links Mitte). Tupolew in der Generalsmontur (links) – 1946 auf der Luftparade in Tuschino, als sein viermotoriger Großbomber Tu-4 vorbeidefilierte. Neben ihm das „Väterchen der russischen Luftfahrt" Rossinski, rechts außen Generalkonstrukteur Jakowlew, Tupolews einflußreicher, unlauterer Gegenspieler. Mit der Kubanka, der ohrenklappenlosen Pelzmütze – Glückwünsche für Eduard Jeljan am Silvestertag 1968 für den Jungfernflug der Tu-144 (links unten). Der alte Mann und sein Hut – Tupolew mit Sombrero in seiner Moskauer Datscha.

Chapeau ab vor einem Hundertjährigen:

AHT-Alle Hüte Tupolews

AHT – drei kyrillische Initialen für den ersten Firmennamen, für die Flugzeugmarke Andrej Nikolajewitsch Tupolew, der später seine AHT-Maschinen in TUs umtaufte, schlicht und einfach in Tupolews. AHT – lateinisch ANT – drei Buchstaben für den Namen des Nestors des sowjetischen Flugzeugbaus. AHT oder ANT – ein eigenwilliger Kopf. Und ein Vordenker, der immer der Zeit voraus war und die Zeit in der Luft mitbestimmte. Ein Kopf, der immer den Hut aufhatte, wenn es um etwas in der Fliegerei ging. Einer der großen Ingenieure unseres Jahrhunderts, der sich mit einhundertfünfzig Flugzeugkonstruktionen sein eigenes Denkmal setzte. Einer der Pioniere diesseits und jenseits der Schallmauer, der am 10. November 1988 hundert Jahre geworden wäre.

AHT – alle Hüte Tupolews, wenn man beim Kyrillischen bleibt, ANT – alle Neuen Tupolews, wenn man seine Initialen ins Lateinische transkribiert. Alle neuen Maschinen und alle neuen Hüte, die der Konstrukteur trug und die auf ihre Weise Zeitgeist sind. Zeitgeist aus Kamerabeobachtungen von Freunden des Konstrukteurs, wie des Physikers Pjotr Kapiza. Schnappschüsse von Luftfahrt-Reportern, wie die des Aeronautik-Bildmeisters Boris Wdowenko. Fotos aus Archiven.

Erst waren es Schirmmützen, die Tupolew trug, denn in den jungen Jahren der Sowjetmacht war der Hut, den er so liebte, immer noch das plakativ-agitatorische Requisit des Bourgeois. Nach der Pilotenhaube kamen Ende der dreißiger Jahre Repressalien aufgrund falscher Anschuldigungen. Und nach der Wiedereinsetzung in seine alte Funktion, noch im Krieg, trug Tupolew die Furaschka, die Generalsmütze des Hauptkonstrukteurs. Schließlich fand der feine Velourhut Eingang in Tupolews Garderobe. Und endlich der Strohhut, dem die Vorliebe des achtzigjährigen Wochenendlers auf der Datscha galt.

Mützen und Hüte Tupolews. Kopfbedeckungen aus mehreren Jahrzehnten. Jede gehört zu einer Schaffensperiode, in der die Flügel der Sowjets wuchsen.

In den Fotos entdeckt man Tupolews Liebe für breite Krempen. Er formte sie zu welligen Profilen, vielleicht mehr von der Aerodynamik inspiriert als vom Modetrend. Oder gar vom Zufall des Windes?

Karl-Heinz Eyermann

Die Organisation General Gehlens hat zunächst vorwiegend unter den Mitgliedern der ehemaligen Geheim- und Nachrichtendienste des Dritten Reichs geworben. Sie versuchte aber auch, ehemalige Ic-Offiziere, Offiziere in den Truppenstäben der Wehrmacht, die mit Abwehraufgaben betraut waren, zu gewinnen. In Flüchtlings- und Ausländerlagern, so in Gießen, Uelzen, Berlin-Mariendorf, Friedland und Zirndorf, wurden durch Abschöpfungen und Befragungen Tips für die Spionage im Osten erarbeitet. Außerdem knüpfte die Organisation systematisch Verbindungen zu Einzelpersonen in allen Dienststellen der jungen Bundesrepublik, das heißt im staatlichen Apparat, der Polizei, der Verwaltung, dem Rundfunk oder auch in der Wirtschaft, um diese als geheime Mitarbeiter einzusetzen. Mit einem Wort, es gab keinen wesentlichen Bereich, der nicht unterwandert wurde.

Wie üblich im Spionagegeschäft, arbeitete ich unter Decknamen. Für den Gebrauch innerhalb der Organisation legte ich mir den Namen „Friesen" zu. Aber auch als „Sanders" oder „Beck" trat ich auf. Natürlich hatte ich entsprechende falsche Personalausweise – sie zu erlangen war ein Kinderspiel, dafür hatten die Amerikaner gesorgt.

Die OG (Organisation Gehlen – d. Red.) arbeitete bei meinem Eintritt organisatorisch nach einem unüberschaubaren Filialsystem. Der bevorzugte Stil des Generals Gehlen war es, seinen Dienst in einem Zustand der dauernden und unübersehbaren Zellteilung tätig werden zu lassen.

Dieser Leitungsstil bot zwar den Vorteil, daß Diskretion und Konspiration der Organisationselemente nach außen durch ständige Anpassung an die Umgebung – Geschäftsnamen, Firmen, Institutionen und so weiter – gewahrt wurden, er brachte aber auch den Nachteil mit sich, daß eine eindeutige Führung fehlte. Der Weg, auf dem die Führungsanweisungen weitergegeben wurden, und der Meldeweg nach oben blieben zu Zeiten von General Gehlen immer umstritten, und die Finanzierung machte überdies deutlich, wie die Organisation den amerikanischen Interessen gleichgeschaltet wurde.

Zweieinhalb Millionen Dollar waren das Startkapital der Organisation Gehlen, als sie in US-Diensten zu arbeiten begann. Der Jahresetat wurde bald erhöht. Rund zweihundert Millionen Dollar sollen die USA insgesamt in die Organisation investiert haben.

Die Organisation Gehlen war also um das Jahr 1953 – als ich in die Zentrale berufen wurde – ein perfekter Spionageapparat und glich in Stil und Methode der CIA. ...

Die Organisation, die als „Ableger" der amerikanischen Nachkriegspolitik gegründet worden war, stand aber zu dieser Zeit schon in Warteposition, um den bundesdeutschen Vormachtanspruch in Westeuropa auch im Nachrichtendienstbereich zu vertreten. Die politischen Gespräche zwischen Kanzler Adenauer, seinem Staatssekretär Hans Globke und General Gehlen liefen in diese Richtung.

In der Zentrale war der Schwerpunkt jener Jahre die Aufklärung des „Machtbereichs" der Sowjetunion ... Es war mehr oder weniger eine Schwerpunktspionage gegen die wichtigsten Dienststellen, Ministerien, Parteien, Gruppen und Organisationen in den – nach der geläufigen Diktion – „Ländern des Ostblocks", die als wesentliche Faktoren in einem kommenden Krieg angesehen wurden. Die Aufklärungsziele der Inlandsspionage wurden ergänzend herausgegeben.

Ich führte Gegenspionageoperationen gegen die Sowjetunion und einige andere sozialistische Länder. Im Laufe der Jahre – auch im Hinblick auf die beabsichtigte Legalisierung, aber besonders wegen der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der BRD und der Sowjetunion – wurde dieser Bereich personell und materiell mehr und mehr ausgebaut, so daß ich Mitte der fünfziger Jahre zum Regierungsrat und Leiter des Referats „Gegenspionage Sowjetunion und sowjetische Missionen in der Bundesrepublik" ernannt wurde.

Übrigens erledigte ich den Hauptanteil meiner Arbeit als Aufklärer in meinem Dienstzimmer während der offiziellen Arbeitszeit, denn es wurde nicht gern gesehen, wenn auch nach Dienstschluß gearbeitet wurde. Um ungestört zu sein, schloß ich mich meistens ein.

Eine Entscheidungshilfe für Frankreichs Parlament

Zwischen 1950 und 1956 – den ersten Jahren meiner Tätigkeit in der Organisation Gehlen – wurden Verhandlungsangebote, die aus dem Osten kamen, von Adenauer und der ihm hörigen reaktionären Gruppe nicht einmal ernsthaft geprüft. Und diese Zeit war reich an Vorschlägen der Sowjetunion und der DDR: Im November 1950 zum Beispiel unterbreitete der Ministerpräsident der DDR, Otto Grotewohl, die Offerte, Besprechungen über die Bildung eines Gesamtdeutschen Konstituierenden Rates zwischen der Bundesregierung und der Regierung der DDR aufzunehmen. Adenauer ließ Grotewohls Angebot im Dezember 1950 über den Bundespräsidenten Heuss mit Hinweis auf die Alleinvertretung der Bundesregierung für alle Deutschen ablehnend beantworten. Am 15. Januar 1951 lehnte Adenauer die Vorschläge erneut ab und verlangte statt dessen die Durchführung „freier" Wahlen zu einem gesamtdeutschen Parlament unter „internationaler" Kontrolle.

Sich daran zu erinnern, wer was abgelehnt hat, scheint sinnvoll, weil heute die CDU/CSU den Eindruck erwecken will, daß nicht sie die Einheit Deutschlands verspielt habe, sondern daß die DDR und ihre Verbündeten den Friedensvertrag und die Wiedervereinigung seinerzeit nicht wollten.

Ebenso demagogisch, wie die CDU/CSU, besonders Bundeskanzler Adenauer, auf den Grotewohl-Brief reagierte, lehnte sie alle sowjetischen Vorschläge ab.

Ich wußte damals noch nichts von Adenauers schriftlicher Vereinbarung mit den Hochkommissaren der USA, Großbritanniens und Frankreichs, daß er eine Wiedervereinigung der drei Westzonen mit der sowjetisch besetzten Zone – also das, was die Mehrheit des deutschen Volkes in Ost und West erhoffte und wünschte – unter allen Umständen blockieren werde. Angesichts dessen wird verständlich, warum die politische Entwicklung die bekannte Richtung nahm – trotz mahnender Rufe, wie einer Erklärung der DDR zu den Beschlüssen der New-Yorker Außenministerkonferenz der Westmächte vom 19. September 1950, daß Westdeutschland unter dem Tarnmantel „einer deutschen Beteiligung an einer gemeinsamen Streitmacht zum Schutze der europäischen Freiheit" beschleunigt remilitarisiert und in das Paktsystem der NATO eingegliedert werden solle.

Für mich galt es angesichts dieser Situation, alle Interna aus der Bundesrepublik zu beschaffen, um mitzuhelfen, die reaktionäre Politik des Adenauer-Staats in ihrer schlimmsten Konsequenz zu verhindern.

Schon zwischen 1952 und 1954 konnte ich berichten, daß sich die Adenauer-Politik mit dem Ziel des Eintritts der BRD in die EVG (Europäische Verteidigungsgemeinschaft – d. Red.) gegen die französischen Interessen richtete. Diese Informationen waren für das französische Parlament bedeutsam. Es lehnte erst einmal den Beitritt in die EVG ab, was ohne Zweifel das Tempo der Remilitarisierung Westdeutschlands verlangsamte.

Wodurch Gehlen sich bei Adenauer aufwertete

Im September 1955 fuhr die erste Nachkriegsdelegation der Bundesrepublik unter Kanzler Adenauer nach Moskau zu Verhandlungen über die „Normalisierung der Beziehungen".

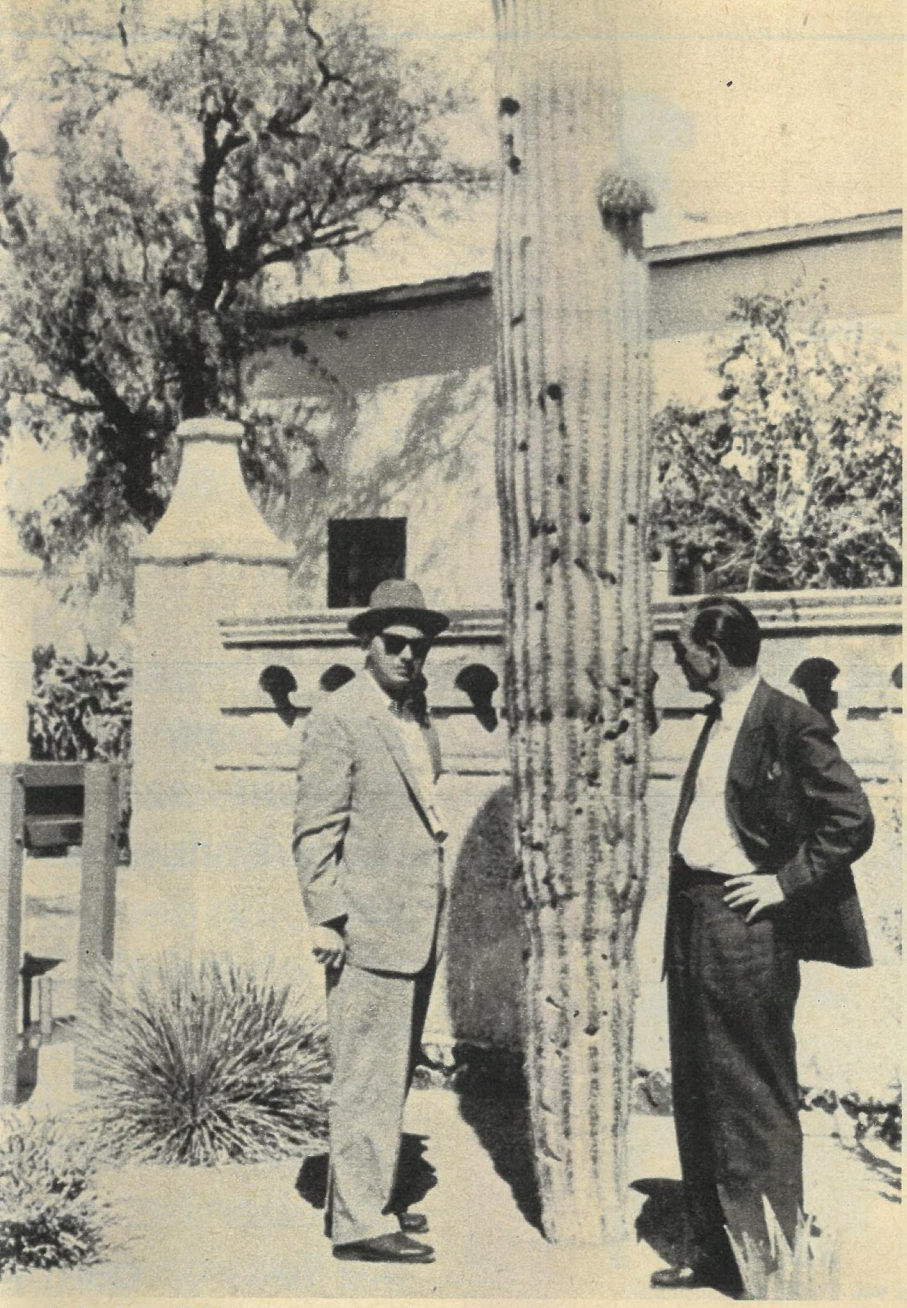
Die Organisation war in die Vorbereitungen dieser Reise voll einbezogen. General Gehlen zog alle Register und Dossiers, um Adenauer zu beweisen, daß man die OG ernst nehmen und die Regierung sie als geheimen Nachrichtendienst übernehmen könne. Gehlen übergab Adenauer Studien, Einschätzungen und andere Informationen über die Sowjetunion im allgemeinen und über sowjetische Persönlichkeiten im besonderen. Die Rolle, die die Organisation dabei übernahm, war uns nicht unangenehm, denn so erfuhren wir alles über die Vorbereitungen und die Ziele der Moskaureise.

So konnten wir die intime Abstimmung zwischen Bundeskanzler Konrad Adenauer und dem US-Außenminister begutachten. Besonders interessant war die Meinung der Amerikaner, daß die Sowjetunion dem Rüstungstempo der Vereinigten Staaten nicht standhalten würde, sich demzufolge den nunmehr ratifizierten Pariser Verträgen – mit der Einbeziehung Westdeutschlands – beugen müsse und der damit verbundenen Politik der Stärke des Westens nichts entgegensetzen könne.

Aus meiner Sicht konnte ich von vornherein über die Ziele Adenauers in Moskau berichten, daß die Bundesregierung entsprechend der Gehlen-Gutachten nicht von den geschlossenen Verträgen mit den Westmächten abweichen, sondern vielmehr versuchen würde, die Sowjetunion zu veranlassen, die DDR einseitig aufzugeben. Man wolle mit entsprechenden Drohungen klarmachen, daß die „Spaltung Deutschlands" Explosionen auslöse, beispielsweise wie am 17. Juni 1953.

In allen Fragen der Entspannung bestand das Ziel Adenauers darin, mit größter „Vorsicht zu taktieren", daß hieß, keine Zugeständnisse zu machen. Des weiteren konnte vorausinformiert werden, der stärkste Beweggrund Adenauers, die Reise anzutreten, sei, die Entlassung der in der Sowjetunion verbliebenen Kriegsgefangenen zu erwirken. Der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zur Sowjetunion stand man ablehnend gegenüber, weil man Angst hatte, den „Alleinvertretungsanspruch" aufgeben zu müssen. Es war dann das Verdienst der sowjetischen Regierung, dennoch Schritte der Normalisierung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion eingeleitet zu haben.

Am 8. September 1955 traf Adenauer mit seiner Delegation auf dem Flughafen Wnukowo ein. Er war von der Stadt, wie er eingestand, sehr beeindruckt. Man hatte ihn mit seiner Begleitung im Hotel Sowjetskaja untergebracht. Schon Tage vorher waren die meisten Mitglieder der bundesdeutschen Delegation mit einem Sonderzug nach Moskau gekommen. Dieser Sonderzug diente während der Moskauer Verhandlungen – übrigens auf Empfehlung Gehlens – als Arbeitsort der Adenauer-Delegation. Journalisten nannten ihn nicht zu Un-



Heinz Felfe (links) für den bundesdeutschen Nachrichtendienst (BND) in Texas.

Moskau kennt Gehlens Interna

Er war, damals als junger Referendar, ein Rädchen im Getriebe des faschistischen Nachrichtenapparates – und wurde abgeschreckt von dem Regime, dem er diente. Aus Scham und Erbitterung kam Ablehnung, aus Nachdenken erwuchsen Erkenntnis und Willen, mit der Vergangenheit ein und für allemal zu brechen. Doch Heinz Felfe ging noch einen Schritt weiter: Er wurde zum Kämpfer – als Kundschafter für die UdSSR, dem es gelang, ins Zentrum der BRD-Spionage vorzudringen. Vor kurzem erschien, nahezu zeitgleich in Moskau und Berlin, die Autobiographie „Im Dienst des Gegners" von Prof. Dr. jur. Heinz Felfe; FREIE WELT druckt – in einer Beitragsfolge – Auszüge, die wesentliche Hintergründe erhellen und von kühnen Operationen berichten...

recht „Botschaft im Ghetto". In einem Wagen hatten OG-Spezialisten Fernschreibgeräte und Telefonanlagen montiert, ein weiterer Wagen war als Konferenzraum für besonders wichtige interne Besprechungen „abhörsicher" gemacht worden.

Die sowjetische Grundsatzerklärung rückte den Vorschlag, diplomatische Beziehungen aufzunehmen, in den Mittelpunkt. Gleichzeitig machte sie jedoch auf die ernsten Hindernisse aufmerksam, die durch das Inkrafttreten der Pariser Verträge entstanden waren. Es wurde offen gesagt, daß die Bundesrepublik Deutschland damit in militärische Gruppierungen eingetreten sei und die Remilitarisierung Westdeutschlands forciert werde. Außerdem hob die Sowjetregierung hervor, sie habe stets anerkannt, daß die Frage der Wiedervereinigung Deutschlands vor allem Sache der Deutschen selbst sei. Dabei sei es unerläßlich, den entstandenen Verhältnissen, der Existenz zweier deutscher Staaten, Rechnung zu tragen. Die Lösung dieser wichtigen Aufgabe müsse den einschlägigen internationalen Abkommen, der Sicherung des Friedens und der Sicherheit in Europa entsprechen. Die Weichen waren also gestellt. Allein die CDU/CSU-Regierung hat, wie schon zuvor, die gegebenen Chancen nicht genutzt.

Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß bei diesen Verhandlungen die Normalisierung der Beziehungen zwischen beiden Ländern herauskam. Es wäre für die westdeutsche Delegation weitaus mehr zu erreichen gewesen. Aber Bundeskanzler Konrad Adenauer verband die allgemeinen Ziele der Normalisierungsverhandlungen des Jahres 1955 mit zwei Bedingungen, von denen nur die erste erfüllbar war: – der „Befreiung von Kriegsgefangenen" und dem Alleinvertretungsanspruch bei den Verhandlungen über die Wiedervereinigung Deutschlands.

Was die Organisation Gehlen betraf, so hatte sie sich mit der Vorbereitung der Adenauer-Delegation auf Moskau weiter ins Blickfeld gerückt; schließlich hatte Gehlen die gesamte Delegation mit „Wissen" ausgestattet. Er hatte damit die große Chance genutzt, sich und seinen Apparat am Vorabend der Legalisierung entscheidend aufzuwerten. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß Gehlen seine Aufwertung wesentlich Moskau zu verdanken hatte.

Es war schließlich der große und ständig wachsende internationale Einfluß der Sowjetunion – basierend auf entsprechender wirtschaftlicher Stärke – der Adenauer gewissermaßen dazu zwang, nach Moskau zu reisen und so Gehlen diese Chance zu bieten.

„Heimkehrer-Befragung" – Mosaikbild der Spionage

Die verbliebenen Kriegsgefangenen wurden zügig nach Deutschland entlassen. Darunter waren verurteilte wie auch amnestierte Kriegsverbrecher. Mit der Masse der entlassenen Kriegsgefangenen verfuhr Gehlen bei „Verhören" sehr konsequent. Es wurde ein regelrechter „Kriegsgefangenen-Befragungsdienst" aufgebaut und organisiert.

Dieses Unternehmen lief völlig isoliert von der Zentrale, und ich habe deshalb nur einen indirekten Einblick bekommen. Es wurde praktisch jeder Entlassene unter dem Vorwand der „Heimkehrer-Befragung" zur Aufklärung von Kameradenschicksalen (mit schriftlicher und mündlicher Befragung) durch Gehlens Apparat nach Personen der Umgebung, also Kameraden, Lagerfunktionären und sowjetischem Lagerpersonal, Standorten sowie Industrieanlagen ausgehorcht. Jeder entlassene Kriegsgefangene wurde, ohne daß er es merkte, abgeschöpft, und jeder Name wurde mit den entsprechenden Aussagen gespeichert. Später war es so möglich, über jeden, der aus der sowjetischen Gefangenschaft gekommen war, eine Sonderanfrage zu stellen. Wenn sich also jemand aus dem Personenkreis bewarb – beim Bund oder in Ministerien –, dann ging die Anfrage an eine Kartei, die außerhalb der Zentralkartei des Dienstes geführt wurde. Das Codewort für eine derartige Anfrage hieß „Inspektoranfrage".

In der schriftlichen Auskunft waren dann alle Fakten und Einschätzungen über den ehemaligen Gefangenen enthalten. Der Bundesnachrichtendienst konnte so in der Regel beantworten, ob die Person ihre nationalistische Gesinnung erhalten hatte, ob sie eventuell der kommunistischen Ideologie erlegen sei und schließlich, ob sie für die angestrebte Verwendung der Gesinnung nach brauchbar war.

Gehlen setzte mit der „Heimkehrer-Befragung" genau die Arbeit fort, die er als Chef „Fremde Heere Ost" begonnen hatte. Damals ließ er aus den sowjetischen Kriegsgefangenen Informationen herausholen, die jede für sich unbedeutend war, die aber alle zusammen ein Mosaikbild ergaben, das dann wertvolle Erkenntnisse vermittelte.

Wir danken dem Verlag der Nation, Berlin, für die Genehmigung zum auszugsweisen Abdruck.

Im nächsten Heft:
Der harte Alltag eines Aufklärers

Foto: privat

ZEUGENVERNEHMUNG 1

Berlin 1918: Laßt es uns wie die Russen machen.

Eine „Fülle von Licht" in der düsteren Zelle: Die erste Nachricht von der Oktoberrevolution ist in das Zuchthaus Luckau gedrungen. Niemals aber, schreibt Karl Liebknecht seiner Frau Sophie, habe er seine „Abgeschnittenheit" so schmerzlich empfunden wie in diesen Tagen. „Knapp und konfus" die Meldungen, klagt auch Rosa Luxemburg aus ihrem Breslauer Gefängnis, aber „all meine Gedanken in Petersburg".

Aus der Haft entlassen, spricht Liebknecht auf dem Potsdamer Platz in Berlin zu einer riesigen Menschenmenge, die ihn vom Bahnhof abgeholt hat. Der Plattenwagen, auf dem er steht, hält, sicher nicht zufällig, an der Stelle, wo die Polizei ihn am 1. Mai 1916 verhaftete. Damals rief er: Nieder mit dem Krieg, nieder mit der Regierung. Jetzt, am 23. Oktober 1918, fordert er: Schaut nach Rußland.

Am nächsten Tag räsoniert Philipp Scheidemann, sozialdemokratischer Staatssekretär, in der Kabinettssitzung: „Liebknecht ist von Soldaten mit dem Eisernen Kreuz auf die Schultern gehoben worden. Wer hätte das noch vor drei Wochen für möglich gehalten..." Das ist die „russische Ansteckung", und die dauert schon länger als drei Wochen. Soldaten bringen aus dem Osten aufregende Nachrichten nach Hause. Spartakus verbreitet die Wahrheit. Franz Mehring verteidigt die Oktoberrevolution in der „Leipziger Volkszeitung" gegen ihre Verleumder. Und in Arbeiterversammlungen geht das Wort um, das den fürstlichen Kanzler so beunruhigt und seinen Staatssekretär nicht weniger: daß man es wie die Russen machen müßte. Ausgehungert kommt Liebknecht aus der Luckauer Abgeschnittenheit.

Worauf stürzt er sich am ersten Tag der Freiheit? Auf die Gesetze der russischen Revolution. Er ist fasziniert. Am Abend des Tages, Ehrengast des sowjetrussischen Botschafters Joffe, zieht er aus dem Lob der Sowjetmacht seine Konsequenz: „Wir müssen zur Tat schreiten. Keine Zeit zu verlieren."

In letzter Stunde eine letzte Zuckung kaiserlicher Ohnmacht: unter Berufung auf irgendeinen Paragraphen 9b das Verbot, „Arbeiter- und Soldatenräte nach russischem Muster zu bilden". Niemand schert sich um den Paragraphen 9b, der Tag ist da, Nachmittag des 9. November, der Platz zwischen Schloß und Lustgarten schwarz von Menschen, auf dem Schloßbalkon Karl Liebknecht: „Wer von euch die freie sozialistische Republik Deutschland und die Weltrevolution erfüllt sehen will, erhebe seine Hand zum Schwur."

Der Schwur ist Anspruch und Versprechen. Wille zur Macht, Entschlossenheit zu kämpfen.

Jürgen Jessel

Lesenswertes zu unserem Beitrag: Karl Liebknecht. Eine Biographie in Dokumenten. Berlin 1982. Die Novemberrevolution 1918/19 und die Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands. Eine Dokumentation in Faksimile-Drucken. Museum für Deutsche Geschichte Berlin. Berlin 1978.

Fotos: Archiv

„In den Massen ar
sche Ansteckung.

„Ein Wunder ist mi
24 Stunden noch s
Zuchthauszelle, he
terdurchfluteten R
sen ... In den verfl
seit ich frei bin, hal
lung der Gesetze u
durchgesehen, die
volution seit ihrem
gegeben hat. Wen
ste Teil von dem W
in dieser Sammlun
ben steht, was in d
Menschenrechten
dann ist die Mensc
Wege zum Ideal ei
Strecke vorwärtsg

„Proletarier! Nach
Leidens ist jetzt Eu
men. Zeigt Euch ih
Eure Brüder in Ruß

Eine FREIE-WELT-Serie:
zeitgenössische Zeugnisse
deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen,
Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick
auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom
Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918
bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

Die russische Ansteckung

eitete die russi-

**Prinz Max von Baden,
letzter kaiserlicher Reichskanzler:
Erinnerungen 1927**

widerfahren, vor
aß ich in einer
ute in diesem lich-
aum unter Genos-
ssenen Stunden,
e ich eine Samm-
nd Verordnungen
die russische Re-
Bestehen der Welt
nur der hundert-
rklichkeit wird, was
niedergeschrie-
esen Gesetzen an
aufgezeichnet ist,
nheit auf ihrem
e gewaltige
eführt worden."

**Karl Liebknecht auf einem Empfang
der sowjetrussischen Botschaft,
24. Oktober 1918**

50 Monaten des
re Stunde gekom-
er würdig. Seht auf
and!"

**Aufruf der Spartakusgruppe
zur Revolution**

Der Petrograder Sowjet: Zwischen Februar und Oktober 1917 eroberten die Bolschewiki die Mehrheit.

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der neununddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Jochen Kowalski

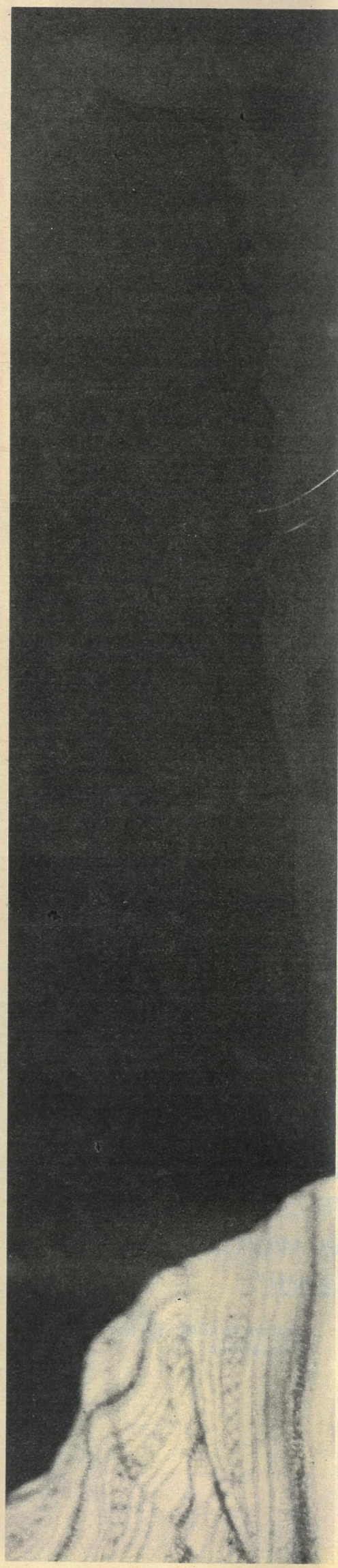
Ein Junge vom Dorf, Wachow nahe Nauen, zog aus, um ein Heldentenor zu werden, Wagnersänger wie Martin Ritzmann, dessen Lohengrin an der Staatsoper für ihn ein Grunderlebnis gewesen war. „Weder Stimme noch Talent" bescheinigte die Berliner Musikhochschule dem jungen Bewerber. Ich muß entsetzlich schlecht gewesen sein, sagt er heute. Das damals wegzustecken tat weh, aber das Angebot, Binnenhandel zu studieren, lehnte er ab. Lieber wollte er Peter Schreier seine Zauberflöte bringen oder Macbeth den Dolch… fünf Jahre arbeitete Kowalski in der Staatsoper als Requisiteur. Nützliche Lehrjahre, wer die Großen auch von der Gasse her sieht, gewinnt Menschenkenntnis. Mit Mozart gelingt, was mit Wagner mißlang, der Dreiundzwanzigjährige wird an der Musikhochschule „Hanns Eisler" angenommen. Doch so recht findet er sich nicht zurecht, ist auf der Suche nach Übereinstimmung von Anspruch und Können, stolpert über eigene Empfindsamkeit, unterfordert bleibt sein dramatisches Talent, unerkannt die besondere Begabung. Das seltene Gold in seiner Kehle findet Kupfer. Der, als neuer Chefregisseur der Komischen Oper Berlin, besetzt die Lehrbuben in seiner Inszenierung von Wagners „Meistersingern" 1981 nicht mit Choristen, sondern Studenten. Jochen Kowalski fällt ihm auf, da ist Material, aber falsch geführt. Frau Marianne Fischer-Kupfer, Gesangspädagogin am Haus, beginnt mit ihm solistisch zu arbeiten und entdeckt einen Countertenor!

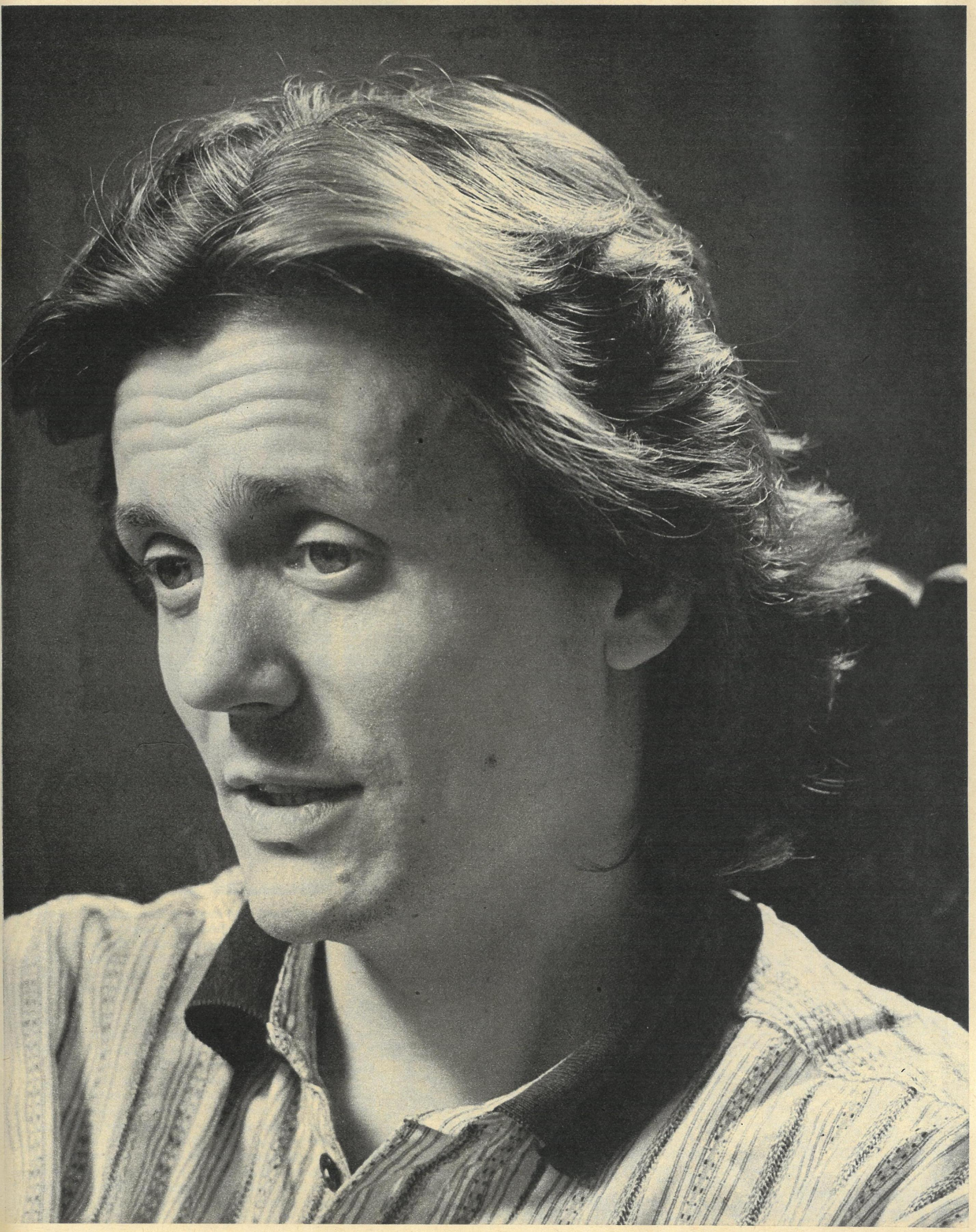
„Ich singe nicht im Falsett, wie meine englischen Kollegen, sondern mit meiner ganz normalen Tenorstimme, wobei eine bestimmte Technik bewirkt, daß nicht alle Stimmbänder, sondern nur ein Teil von ihnen schwingt, wodurch die um vier Töne höhere Lage entsteht. Ich bin also kein musikalisches Wunder und schon gar nicht ein ‚barocker Held', auf Händel oder so festgelegt. Ich lebe heute, also interessiert mich die Musik meiner Zeitgenossen ebenso." Georg Katzer und Ruth Zechlin haben schon Lieder für ihn geschrieben, und er sang die Faustkantate des sowjetischen Komponisten Alfred Schnittke in einer DDR-Erstaufführung. Wünschen würde er sich auch mal ein Musical, in dem er „so richtig losmachen" könnte. Aber mit Händel besteht er seine „Feuertaufe", 1982 bei den Hallenser Festspielen zu Ehren des Meisters singt er die Hauptrolle in einer konzertanten Aufführung von „Muzio Scevola". Vor Lampenfieber ganz blaß. Besonderes Vorkommnis: Vom Fleck weg als Solist an die Komische Oper engagiert, wo er ein Jahr später debütiert als Fjodor, russisch singend, in „Boris Godunow". Seither bin ich hier zu Hause, das ist meine Tankstelle, sagt er und, daß ihn der Harry Kupfer oft zum Heulen bringt. Was er braucht, so kommt Leistung zustande, bei ihm. Andere fühlen anders.

Sein Giustino in gleichnamiger Oper wurde ein Hit. Publikum und Kritik dankten ihm mit Vergnügen, wie er den abenteuerhungrigen, gutmütig-tapferen Bauernburschen artistisch spielt und virtuos singt. Eine Traumrolle auch Orpheus. Nicht im Walle-Gewand zwischen Tempelsäulen, sondern in Jeans mit Kofferheule. Anfangs habe ihn das ziemlich geschockt. Doch dann identifizierte er sich mit dieser modernen Version, er stellte fest, daß sie seinem Lebensgefühl entspricht. Sein Heim. Eine Berliner Altneubauwohnung, Blick auf Straßenbäume. Eine Menge Grünpflanzen, Bücher, natürlich Schallplatten, weiße Wände, viel Platz für Bilder. Er will jetzt DDR-Malerei sammeln, „Farben empfinde ich ähnlich wie Musik". Er gibt sich betont salopp, berlinert. Ein bißchen Masche oder bloß Schutz? Noch jung und schon ein Großer seines Fachs, wie wird einer fertig mit dem Erfolg, wenn er inzwischen in Budapest und Prag, in Hamburg, Wien, München, London und Paris gefeiert wurde und noch wird? Klingt vielleicht anmaßend, meint er, aber wenn ich woanders singe, da hab' ich eine Verantwortung. Vertrete mit meinen Mitteln die große Musikkultur unseres kleinen Landes, in dem es ja nicht nur Sportler gibt. Im Bewußtsein der Leute geht das manchmal unter… Oder: Ich bin so erzogen, meine Umwelt mit wachen Augen zu betrachten, also sehe ich neben dem Glanz der Grand Opéra auch das Elend jener alten Negerin, die unter Plastetüten auf der Straße schläft. Auch das gab es: Weil er sich hütet, eine Aufgabe zu übernehmen, die er nicht oder noch nicht bewältigen kann, darum lehnte er die lockende Einladung einer weltberühmten Opernbühne ab. Haltung ist für ihn sehr entscheidend, die fordert er von sich – wenn du mal nicht in Form bist, du mußt raus, die im Parkett haben nicht nur bezahlt, sondern Anspruch auf Freude, Genuß, die darfst du nicht enttäuschen – und schätzt sie bei anderen. Marlene Dietrichs politischer Standpunkt in der Zeit des Faschismus… „Ich habe ihr, als ich in Paris war, meine Gedanken und meine Hochachtung in einem Brief geschrieben und bin irrsinnig stolz, daß sie mir mit einem Foto ‚Für Jochen toi toi toi' geantwortet hat."

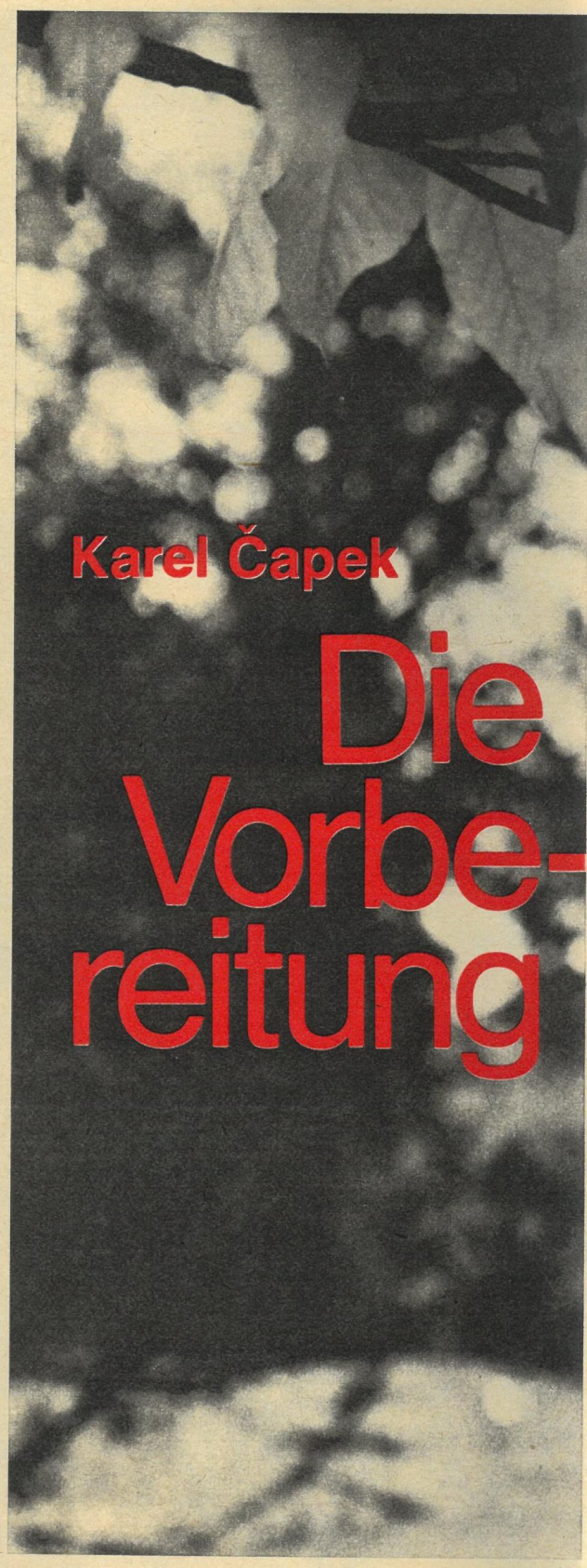
Dennoch: Ist er Erfolg schon gewohnt? Nein, antwortet er, vor jeder neuen Rolle, vor jedem Auftritt schlaflose Nächte, Zweifel. Und Neues kommt auf ihn zu. Im März nächsten Jahres wird er in Prag, im Mai in Leningrad und Moskau Soloabende geben, die Premiere aber, sein allererster mit klassischem Liedgut von Mozart, Beethoven, Bellini findet im November in Berlin statt. Lang ersehnter Höhepunkt seiner Laufbahn wird sein, wenn er 1989 in der Matthäus-Passion singen darf. Ja, er sagt darf! Und probt täglich, schweigt auch mitunter einen Tag, die Stimme soll sich ausruhen können. Der Vierunddreißigjährige kann sich ohne Angst vorstellen, einmal nicht mehr auf der Bühne zu stehen, denn ich denke, daß ich eine pädagogische Ader habe, um mit Sängern meines Fachs zu arbeiten und, fügt er amüsiert hinzu, die vielleicht auch mal bescheinigt bekamen: Keine Stimme, ohne Talent.

Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (Foto)





Karel Čapek
Die Vorbereitung



Wozu das viele Reden: die Anzeichen sind bereits vorhanden, daß sich die Natur, wie man so zu sagen pflegt, zum Winterschlaf vorbereitet. Blatt um Blatt fällt lieblich, doch traurig von meinen Birken; was geblüht hat, zieht sich in den Boden zurück, was üppig war, hinterläßt nichts als kahle Stengel und Strünke, vertrocknetes Blattwerk oder leere Zweige; sogar die Erde riecht nach Moder und Verwesung. Wozu das viele Reden: in diesem Jahr ist es vorbei. Chrysantheme, rede dir doch nichts vom Reichtum dieses Lebens ein; und du, Weißes Fingerkraut, verwechsle diese letzten Sonnenstrahlen nicht mit der lieblichen Sonne im März. Es hilft nichts, die Pracht ist vorbei, ihr Kinder der Sonne; bettet euch zum Winterschlaf!

Aber woher! Was fällt euch ein! Redet doch nicht! Was sollte das für ein Schlaf sein? Jedes Jahr wiederholen wir: die Natur hält ihren Winterschlaf, aber wir haben uns diesen Schlaf noch nie aus der Nähe betrachtet, genauer gesagt, wir haben ihn noch nie von unten gesehen. Stellen wir die Dinge doch einmal auf den Kopf, um sie besser kennenzulernen, stellen wir die Natur doch einmal auf den Kopf, damit wir in sie hineinblicken können, kehren wir doch die Wurzeln zuoberst. Du lieber Gott, und das soll Schlaf sein? Das nennt ihr Ausruhen? Man müßte sich eher so ausdrücken: Die Pflanzen haben aufgehört, nach oben zu wachsen, weil sie keine Zeit haben. Sie krempeln nämlich ihre Ärmel hoch und wachsen nach unten, sie spucken in die Hände und graben sich ein. Seht ihr das Helle im Boden? Das sind neue Wurzeln; schaut doch, wie sie vorwärtsdrängen! Ho ruck, Ho ruck! Hört ihr nicht, wie der Boden unter dem ständigen Ansturm birst? „Ich melde gehorsamst, Herr General, die Schwarmlinie der Wurzeln ist tief in die feindliche Linie eingedrungen, die Vorhut der Phloxe hat bereits Verbindung mit der Vorhut der Glockenblumen aufgenommen." – „Sehr gut, sie sollen sich im eroberten Gebiet eingraben; das gesteckte Ziel ist erreicht!"

Und hier das Dicke, Weiße und Zarte sind neue Schößlinge und neue Keimlinge. Schaut nur, wie viele es sind! Wie du heimlich buschig geworden bist, du welke, verdorrte Staude, wie du vor Leben sprühst und überquillst! Und das nennt ihr Schlaf? Der Teufel soll die Blüten und Blätter holen! Hier, hier unter der Erde wird die eigentliche Arbeit geleistet, hier und nochmals hier wachsen die neuen Schäfte; von da bis dorthin, in den Abgrenzungen des Novembers, drängt das Leben im März hervor, hier unter der Erde wird das neue Frühjahrsprogramm entworfen. Es gab noch keinen Augenblick des Aufatmens; überzeuge dich doch, hier ist der Bauplan, das Funda-

ment ist ausgehoben, die Röhren sind gelegt; und wir graben weiter um, bevor der Frost den Boden erstarren läßt. Möge nur der Frühling sein grünes Blätterdach über dieser Pionierarbeit des Herbstes errichten! Wir Kräfte des Herbstes haben das Unsrige getan.

Der harte, dicke Trieb unter der Erde, die Geschwulst in der Nähe der Knolle, der eigenartige Auswuchs auf der Unterseite des vertrockneten Blattes ist die Bombe, aus der die Frühlingsblumen platzen. Wir sagen zwar, der Frühling sei die Zeit des Keimens und Sprießens, in Wirklichkeit ist es der Herbst. Soweit wir die Natur betrachten, scheint es auch so zu sein, daß mit dem Herbst das Jahr zu Ende geht. Statt dessen ist aber der Herbst der Anfang des Jahres. Man sieht im Herbst die Blätter fallen, was nicht zu leugnen ist; ich behaupte, daß der Herbst in gewissem Sinne die Zeit ist, in der sich eigentlich die Blätter entwickeln. Obgleich die Blätter welken, weil es Winter wird, verwelken sie gleichzeitig, weil der Frühling beginnt, weil sich neue kleine, runde Knospen bilden, aus denen später die Blüten hervorbrechen. Es ist also nur eine optische Täuschung, daß Bäume und Sträucher im Herbst kahl sind; sie sind bereits mit allem versehen, was sich im Frühling an ihnen entfalten und entwickeln wird. Es ist auch eine optische Täuschung, daß die Blume im Herbst eingeht, denn sie wird im eigentlichen Sinne geboren. Wir sagen, die Natur ruht; statt dessen drängt sie unbändig vorwärts. Sie hat nur die Fenster geschlossen und die Rolläden heruntergelassen, doch hinter diesen Rolläden wird bereits die neue Ware gestapelt, die Fächer sind zum Bersten voll. Ihr Leute, das nennt man ein richtiges Frühjahr; was jetzt nicht fertig ist, wird auch im April nicht fertig werden. Die Zukunft liegt also nicht vor uns, sondern sie ist schon da, sie befindet sich unter uns in Gestalt des Keimlings; und was jetzt nicht unter uns ist, wird es auch fernerhin nicht sein. Wir sehen die Keimlinge nicht, weil sie unter der Erde sind; wir sehen die Zukunft nicht, weil wir sie in uns tragen. Und manchesmal dünkt es uns, als ob wir, mit Überresten der Vergangenheit bedeckt, nach Zersetzung röchen. Könnten wir aber die vielen starken, lichten Triebe gewahr werden, die sich im alten Kulturboden, den man das Heute nennt, Bahn brechen; könnten wir beobachten, wieviel Samen im geheimen aufgeht, wieviel alte Setzlinge sich zu einem neuen Trieb vereinen, der einst zu blühendem Leben erwachen wird; könnten wir das geheime Wachsen der Zukunft unter uns sehen: dann würden wir wahrscheinlich sagen, daß Klagen und Mißtrauen nicht gerechtfertigt sind, denn das Beste von allem ist: ein lebendiger Mensch zu sein, ein Mensch, der wächst und sich weiterentwickelt.

Aus: „Das Jahr des Gärtners", Gustav Kiepenheuer Verlag
Deutsch von Grete Ebner-Eschenhayn

Fotos: Volker Hohlfeld, Joachim Ludwig Rauch

Frisch rasiert, nach Eau de Cologne duftend, in sauberem Hemd und Krawatte ging ich frühstücken.

„Guten Morgen, Katja, guten Morgen, Sewa."

Ja, auch Sewa saß am Frühstückstisch. Durchaus nicht jeden Morgen sahen wir uns – wir standen zu verschiedenen Zeiten auf, gingen zu verschiedenen Zeiten aus dem Haus, er war ein Frühaufsteher, ich gehörte zu den „Nachteulen", die die halbe Nacht aufsitzen. Tagsüber ließ Sewa sich selten zu Hause blicken. Seiner Mutter und mir war bereits in den ersten Tagen klargeworden, daß unser Sohn nicht die Absicht hatte, bei uns Wurzeln zu schlagen, er hatte sein eigenes Leben außerhalb der Familie, mit der Zeit würde er sich ganz von uns lösen. Er führte offenkundig ein sehr aktives Leben, aber was für Sorgen, was für Freuden und Kümmernisse es darin gab, blieb uns verborgen. Er gewöhnte uns daran, uns nicht aufzuregen, wenn er sehr spät nach Hause kam, manchmal rief er an: „Ich fahre mit einem Kumpel auf die Datsche und bleib über Nacht, da ist es warm und gemütlich. Macht bitte keine Panik. Wir sehen uns morgen abend." Früher hatten wir geglaubt unser Sohn würde nie selbständig werden. Bisweilen kam mir ein ganz schlimmer Gedanke in den Sinn: Wären wir sehr überrascht, wenn sich plötzlich herausstellte, daß Sewa in einen Diebstahl oder eine andere kriminelle Handlung verwickelt ist? Jedesmal ärgerte ich mich über mich selbst – so etwas zu denken! – aber dadurch wurde mein Vertrauen in den Sohn nicht größer.

Er war zwischen Büchern aufgewachsen und hatte früher die seinem jeweiligen Alter entsprechende Literatur reihenweise verschlungen. Nach der Rückkehr von der Armee jedoch hatte Sewa noch kein einziges Buch in die Hand genommen. Und wann sollte er auch lesen? Er war ja nie mit sich allein, war immer beschäftigt, immer in Gesellschaft. Man muß wirklich schon ein leidenschaftlicher Mensch sein, um ein so unstetes Leben zu führen. Aber nicht den Wissenschaften galt seine Leidenschaft, keine besonderen Interessen konnten wir feststellen, im Gegenteil, meine Begeisterung für die Geschichte belächelte er als eine harmlose Schwäche – Papa hat ein Hobby. Und wahrscheinlich betrachtete er jeden, der sich für irgend etwas interessierte, mit Herablassung – ein Mensch mit einer Schwäche, ich bin nicht so einer.

Sewa gab bereitwillig, sogar mit großer Bereitwilligkeit zu, daß die Welt nicht ideal, sondern unsicher, verworren und überhaupt „alles Schwindel!" ist, aber er tat es ohne Beunruhigung, ohne Empörung. Von der Höhe seiner weisen, noch nicht mal dreiundzwanzig Lebensjahre dämpfte er gönnerhaft meinen Eifer mit dem unverzagten Rat: „Echauffier dich nicht, Papa. Denk an dein Adrenalin."

Und bei alledem hatte er seine eigene Vorstellung von Ehre und Gewissen. Man darf keinem etwas schuldig bleiben, wenn dir jemand eine Gefälligkeit erweist, versuch, ihm doppelt gefällig zu sein. Aber diese Regel bezog sich anscheinend nicht auf die Frauen. Ihnen brauchte man eine Gefälligkeit nicht mit einer Gefälligkeit zu vergelten, über ihre Vorwürfe konnte man sich hinwegsetzen, sie konnte man belügen. Den Eltern etwas zu schulden, hielt er für unter seiner Würde, zwar mußte er anfangs Taschengeld von seiner Mutter annehmen, aber er tat es sichtlich schweren Herzens, aus äußerster Not. Eine Gewissenhaftigkeit, die uns bedrückte.

Meine schlimmen Gedanken, die das rätselhafte Leben Sewas außerhalb der Familie heraufbeschwor, waren nichts weiter als abstrakte Vermutungen – es ist unwahrscheinlich, aber im Prinzip durchaus möglich. Aber je länger ich meine kritischen Beobachtungen fortsetzte, desto mehr konnte ich mich vom Gegenteil überzeugen. Höchstwahrscheinlich wäre es selbst einem eingefleischten Moralisten schwergefallen, Sewa unmoralisches Verhalten vorzuwerfen. Er dachte nicht im geringsten an die zehn Gebote Moses, schien sich aber mit der Untadeligkeit eines Puritaners daran zu halten, außer vielleicht an das Gebot „Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes." Da würde ich mich nicht für die Unschuld meines Sohnes verbürgen.

Es blieb uns ein Rätsel, was zwischen Sewa und jener Frau vorgefallen war, die er nun doch nicht geheiratet hatte. Alle unsere diesbezüglichen Fragen unterband er entschieden mit der ihm jetzt eigenen Ungezwungenheit:

„Mama, Papa! Das war ein dummer Fehler. Jetzt bin ich klüger geworden, teure Eltern. So etwas wird nicht wieder vorkommen. Punktum! Schluß!"

Wir schwiegen verwirrt, dafür wurden wir am Telefon von Koloraturstimmen belagert:

„Verzeihung, könnte ich Sewa sprechen?"

„Er ist nicht zu Hause. Soll ich etwas ausrichten?"

Als Antwort ertönte das kurze Besetztzeichen.

Sewa war unsere Familiensphinx, ein ungelöstes Rätsel. Jetzt saß er ebenso wie ich fertig zum Aufbruch im schneeweißen Hemd und Krawatte am Tisch und sah mich wohlwollend an.

„Grüß dich, Papa. Heute starten wir also gemeinsam."

„Wie läuft es bei dir, mein Sohn?"

„Es geht seinen Gang."

„Du bist also mit deiner Arbeit zufrieden?"

„Sagen wir mal so, die Arbeit ist mehr mit mir zufrieden."

Er war kürzlich in einem Fernsehstudio untergekommen. Bei der Armee hatte er ein Überwachungsgerät bedient, und deshalb…

„Die staatsbürgerlichen Schubladen zu füllen, Papa, ist für mich ein Kinderspiel."

„Und ins Institut für Radioelektronik zieht es dich noch immer nicht?"

„Ich habe doch schon gesagt, daß das nicht in meinen Generalplan paßt."

„Und willst du das ganze Leben in diesem Fernsehstudio zubringen?"

Sewa zog die übliche Grimasse, die besagte: Wie einfallslos sind doch die stereotypen Fragen des Vaters!

„Ja, nachdem ich einige Variationen vorgenommen haben, Papa."

„Das heißt?"

„In dem Laden, in dem ich meinen Anker geworfen habe, sitzen kleine Bonzen auf einem warmen Pöstchen, die eine Arbeitskraft brauchen. Okay! Ein halbes Jahr werde ich für sie schuften, aber dafür leg ich mir eine Kundschaft zu und werde ein freier Künstler. In etwa drei Jahren werde ich Kunden in ganz Moskau haben, die mir dauerhafte Beziehungen einbringen. Und dann… Dann kehre ich wieder in den alten Laden zurück."

„Warum?" fragte ich verwundert.

„Um dort ebenfalls ein kleiner Bonze zu werden. Ein kleiner, Papa, ein großer will ich gar nicht werden. Du weißt doch, ich habe bescheidene Ansprüche."

„Ich kann mich nicht genug wundern: Wer bist du – ein Zyniker oder einfach ein kleiner Gauner?"

„Weder das eine noch das andere, Papa, sondern ein nüchtern denkender Mensch, der nichts weiter will als eine anständige Bleibe in einem Genossenschaftshaus und einen ‚Shiguli' von der Farbe ‚Corrida' vor der Haustür. Und zwar ohne irgend jemandem etwas wegzuschnappen oder etwas schuldig zu sein. Das ist die wahre Freiheit, Papa. Eine andere kann ich mir nicht vorstellen."

Und wieder entschlüpfte mir eine meiner ewigen einfallslosen Fragen:

„Trotzdem würde ich gern wissen, wer dir diese Weisheit beigebracht hat, mein Sohn!"

Ich wußte, wie er reagieren würde –, solch einen Angriff pflegte mein Sohn mit einem wohlüberlegten Schlag zu kontern.

„Du, Papa. Dein persönliches Beispiel."

Unter der klaren Stirn ein gefährlich freundlicher Glanz seiner hellen Augen.

Katja, die am Herd hantierte, wandte sich ruckartig um, ging zum Tisch und setzte sich entschlossen hin – bereit, mich gegen den Sohn zu verteidigen.

Sewa straffte sich und sagte ohne jede Verlegenheit in entschiedenem Ton:

„Ein Mensch ist wie ein Berg, aus der Nähe kann man ihn nicht so genau sehen, man muß sich ein Stück entfernen, um ihn gut erkennen zu können. Ich habe dich fast drei Jahre betrachtet, Papa, aus der Ferne… Ich habe begriffen, wie klug du bist, klüger als alle, die mir begegnet sind. Aber du bist hilfloser als der dümmste Mensch, Papa. Die Dummköpfe sind überhaupt nicht hilflos, sie philosophieren nicht, sie handeln. Was macht es zum Beispiel einem dummen Vater aus, seinen ungehorsamen Sohn zu maßregeln – er verprügelt ihn zweimal – und der Sohn wird so, wie der Vater ihn will. Aber du und Mama, ihr habt mich nicht ändern können. Ihr habt euch abgeplagt und abgeplagt und dann aufgegeben – soll er zur Armee gehen, vielleicht ändert man ihn dort… Andere Menschen, nicht solche klugen, und schon gar keine Professoren… Und richtig, man kann wohl sagen, es ist ihnen gelungen. Ich habe mich geändert, wie ihr seht. Aber, Papa, bitte, sei mir nicht böse, wegen dieser deiner Unfähigkeit liebe ich dich nicht weniger, sondern im Gegenteil jetzt sogar noch mehr…"

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen", sagte ich. „Ich bin dir dankbar, daß du endlich mal offen redest."

„Ich habe doch nicht aus Zurückhaltung geschwiegen. Hätte ich euch offen meine Meinung gesagt, was hätte das gebracht? Es hätte so ausgesehen, als wollte ich euch beschuldigen und mich als den Unglücklichen hinstellen. Aber ich bin überhaupt nicht unglücklich, ich bin euch dankbar, daß ihr mich nicht an euch gekettet, sondern mich in die Welt hinausgeschickt habt. Aber kann ich jetzt noch nach deinem Vorbild leben, Papa? Und nach deinen Ratschlägen… Du hast mir ständig gesagt und sagst es auch jetzt noch: Strebe nicht danach, dich anzupassen, strebe danach, das Leben zu beeinflussen! Überleg doch mal, Papa, was geschieht, wenn jeder, jawohl jeder, danach streben würde, das Leben zu beeinflussen? Wie viele Menschen gibt es, und alle wollen sie das Leben beeinflussen. Alle, die Klugen und die Begriffsstutzigen, die Ehrlichen und die Schurken, jeder auf seine Weise! Das Leben ist ohnehin schon so schrecklich verworren, aber dann käme ein Brei heraus, den selbst der liebe Gott nicht auslöffeln kann. Oder habe ich nicht recht, Papa?"

Ich pflichtete ihm bei.

„Du hast recht… Wenn jeder für sich allein… Ja-a, wenn jeder, ohne sich nach dem anderen zu richten, das Leben beeinflußt, dann wird es ein Brei…"

„Sich nach dem anderen richten!?" sagte Sewa verwundert und voll Bitterkeit. „Glaubst du wirklich, Papa, daß die Menschen dazu fähig sind? Jeder wird immer nur an sich denken. Immer wird einer dem anderen etwas wegnehmen, wird einer dem anderen an die Gurgel gehen: Gib her, das ist meins!"

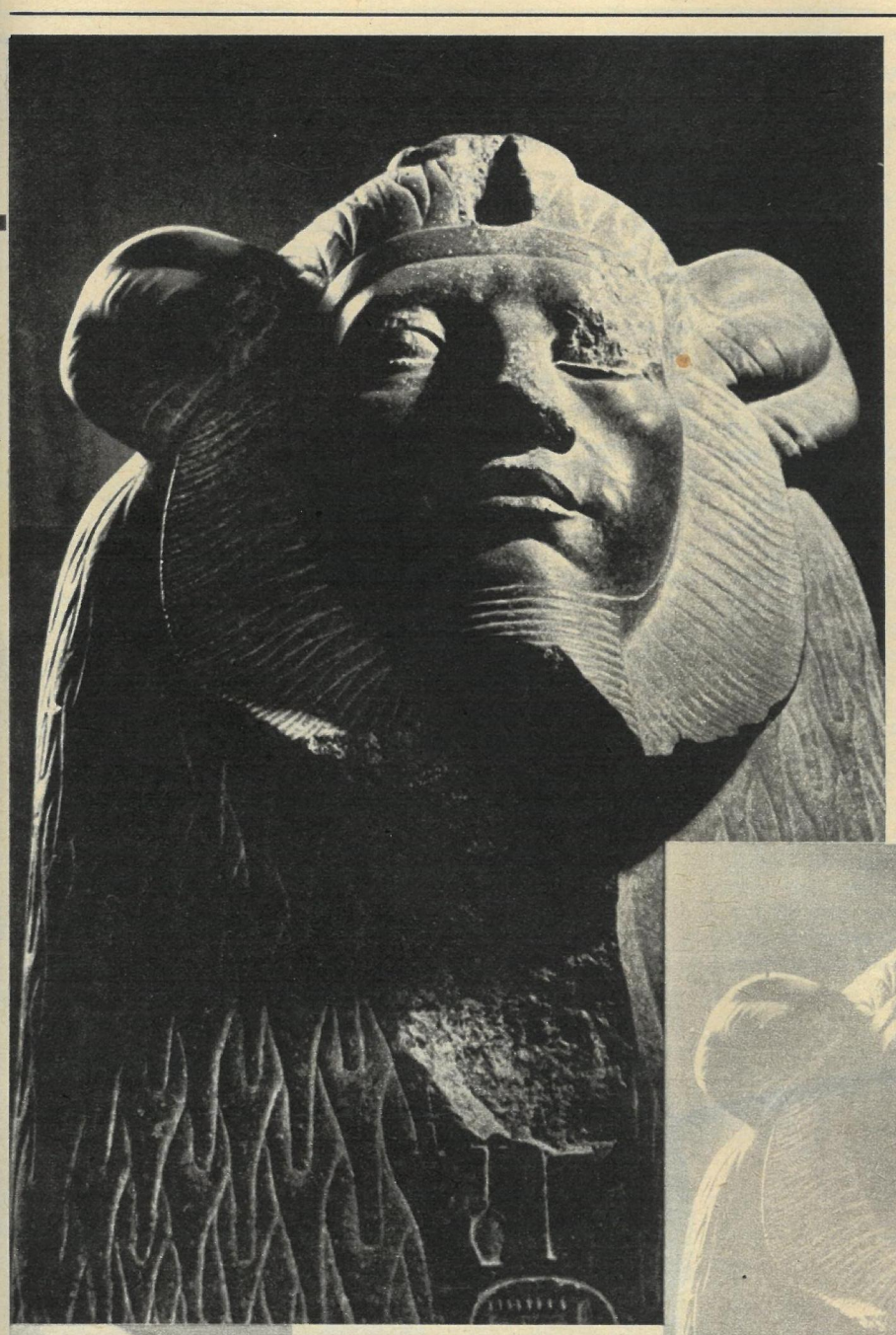
„Ein Wunder, daß die Menschen sich nicht alle gegenseitig erwürgt haben… Wie? Es hätte doch längst geschehen müssen."

„Ich werde dir antworten, darauf will ich ja hinaus! Sie haben sich deshalb nicht gegenseitig erwürgt, weil sie sich angepaßt haben. Ja, dem Leben! Ja, einer dem anderen! An-ge-paßt! Ach, was für ein häßliches Wort. Ach, wie schändlich, so etwas zu hören! Aber warum eigentlich, Papa? Warum, Mama? Der Hase muß sich anpassen, aber für den Menschen schickt es sich nicht. Um die Anpassungsfähigkeit des Hasen sorgt sich sogar die Natur – sie hat ihn gelehrt, sein Fell zu wechseln, im Winter mit weißem, im Sommer mit grauem Fell zu bewachsen, aber die Menschen dürfen es nicht, ihnen ist es verboten? Von wem?… Von ebensolchen Menschen. Verbieten tun sie es, aber jeder paßt sich auf seine Weise an, nur gibt er es nicht zu. Ja, Papa, Mama, euer Sohn ist ein Anpaßler und schämt sich dessen keineswegs. Ein Anpaßler, ja, aber kein Schmarotzer und kein Gewalttäter. Ich nehme keinem etwas weg. Leb und laß andere leben – ich finde, eine heiligere Devise kann es gar nicht geben… So nun wißt ihr alles."

Sewa verstummte und sah uns herausfordernd an, sein Gesicht war vor Erregung leicht gerötet.

Ich schwieg, schweigend beugte Katja das Gesicht über den Tisch, es war ihr nicht gelungen, mich zu verteidigen. Und mich selbst verteidigen konnte ich nicht. Es war nicht so einfach, eine unbestrittene Tatsache zu beweisen: Was für den Hasen natürlich ist, ist für den Menschen widernatürlich. Jede Erwiderung würde jetzt in einen sinnlosen Streit ausarten. Also schwieg ich.

Sewa hatte sich sein System offenbar nicht in einem Jahr aufgebaut, er verteidigte sich damit und war stolz darauf, jetzt kostete er still seinen Sieg aus – es hatte gewirkt, hatte uns die Sprache verschlagen. Er wartete höflich ab, offensichtlich auf Widerspruch hoffend, als jedoch kein Widerspruch erfolgte, stand er entschlossen auf, nahm sein Jackett von der Stuhllehne, zog es ohne Eile an, reckte die Schultern – der leichte Stoff umspielte locker seine Taille, er war stattlich, klaräugig, glücklich in seiner noch unverbrauch-



Wladimir Tendrjakow (1923–1984) schrieb Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre den philosophischen Roman „Anschlag auf Visionen", der jetzt in der Übersetzung von Ingeborg Schröder beim Verlag Volk und Welt zum Druck vorbereitet wird. Eine Gruppe von Wissenschaftlern sucht in einem Computer-Experiment zu ergründen, welchen Verlauf die Geschichte genommen hätte, wenn ein wesentlicher, die Epoche prägender Faktor geändert oder gänzlich auf seine Speicherung verzichtet wird. Der Physiker Georgi Petrowitsch Grebin gerät dabei in die fatale Situation, mit der Frage nach den Möglichkeiten von Vernunft und Sittlichkeit gleichzeitig in der eigenen Familie konfrontiert zu werden.

Wladimir Tendrjakow

Das Experiment

ten Jugend, seiner unnachgiebigen Selbständigkeit, und blickte uns mit unseren verstaubten, veralteten Ansichten herablassend an.

„Einen Schlüssel habe ich, regt euch also nicht auf, wenn es spät wird."

Er spürte offenbar meinen Blick im Rükken, dieser Blick verwirrte ihn, er ließ seine Schulterblätter spielen, als wiege er sich im Rhythmus des unbekümmerten Schlagers „Du gingst fort, und deine Schultern…"

Katja hob den Kopf, über ihrer Nasenwurzel zeichnete sich eine scharfe Falte ab, die Augen blickten an mir vorbei. Ich hielt ihr Schweigen nicht aus und sagte:

„Aber vielleicht hat er ja recht. Was soll man sonst tun als sich anzupassen, wenn man zu Größerem nicht fähig ist?"

Sie antwortete nicht sofort.

„Ich überlege", sagte sie mit dumpfer Stimme, „ob wir unsere Wohnung nicht gegen eine Zwei- und eine Einraumwohnung tauschen sollten…"

Ich war völlig perplex:

„Red doch keinen Unsinn…"

„Mag das unser letzter elterlicher Beitrag sein."

„Jetzt schon?"

„Wir wohnen jetzt in verschiedenen Etagen, Georgi. Und dann werden wir in verschiedenen Stadtbezirken wohnen."

Sie hatte sich für den Sohn aufgeopfert, er war das einzige in ihrem Leben. Und nun „in verschiedenen Stadtbezirken", möglichst weit weg! Wie das…

Das Telefon entband mich von einer Antwort.

Der Tag war immer noch sonnig und heiß, aber er machte mir keine Freude mehr. Wie es schien, stand mir etwas Wichtiges bevor, das nicht zu Ende Gedachte war erloschen, übriggeblieben war nur seine Spur, die Asche. Aber der Tag hatte ja erst begonnen, ich mußte ihn bis zu Ende durchleben…

Wie kam es, daß ich meinem Sohn gegenüber immer so hilflos war?!

☆☆☆

Der Direktor stand vom Schreibtisch auf und kam mir entgegen – korrekt, straff, graue Haare, jugendliches, stets leicht gebräuntes Gesicht, die Augen in einem Strahlenkranz von Falten. Mit seinen etwas über sechzig Jahren war er immer noch ein hervorragender Skiläufer, er verbrachte seinen Urlaub am Tscheget, schlug beim Abfahrtslauf nicht nur die jungen Physiker, sondern auch die Männer von der Bergwacht.

„Lassen Sie sich anschauen, mein Freund! Sie sind ein seltener Gast bei mir, Georgi Petrowitsch."

„Unaufdringlichkeit vor dem Chef ist das Kapital des Untergebenen."

Die höfliche Stichelei gehört zum Ritual unserer Begegnungen. Wir setzten uns nicht an den Schreibtisch, sondern an einen kleinen runden Tisch, und das bedeutete, ich würde nicht sofort erfahren, warum er mich hergebeten hatte, er würde erst eine Weile wie die Katze um den heißen Brei herumschleichen. „Wie geht es, Georgi Petrowitsch?"

„Ich kann nicht klagen, Konstantin Nikolajewitsch."

„Wirklich nicht?"

Aha, er erwartete von mir den ersten Schritt, und ich tat ihn: „Sie möchten etwas wissen, Konstantin Nikolajewitsch. Fragen Sie, haben Sie keine Hemmungen."

Der Direktor lachte:

„Ich mag Diplomaten. Vielleicht stellen Sie auch gleich die Frage selbst?"

„Sie möchten wissen, was für geheime Beratungen ich in meiner Klause abhalte?"

„Sie sind ein Hellseher, Georgi Petrowitsch."

„Ich muß gleich gestehen: Sie haben nichts mit der Physik zu tun."

„Das ist mir klar. Sonst wäre nämlich längst auf meinen Schreibtisch ein Papier geflattert mit der wenig originellen Bitte: rück Geld heraus."

„Also gut, ohne mich mit meiner Selbstlosigkeit zu brüsten, will ich Ihnen gleich mein Herz öffnen: ich befasse mich weder mit Skisport noch mit Bergsteigen, weder mit Tafelmalerei noch mit Flötenspiel…"

„Sie wollen sagen, daß Sie sich endlich ein Hobby zugelegt haben?"

„Und ich bitte Sie, Nachsicht walten zu lassen."

Ein ironisches Lächeln in den Winkeln des schmalen Mundes, eingekniffene Augen.

„Ei-ei, teurer Georgi Petrowitsch, Sie wollen einen alten Spatzen mit Spreu fangen."

„Ich halte solche Verdächtigungen für unbegründet."

„Wissen Sie, Georgi Petrowitsch, in unserem Alter ist ein Hobby dazu da, in sich zu gehen, Trost zu finden. Es ist etwas ganz Intimes, Sie aber haben da ein kleines Chanat um sich geschart…"

„Aber fahren Sie denn zum Skilaufen nicht auch in Gesellschaft?"

„Eine gemeinsame Reise in die Berge ist eine Sache, monatelange Arbeit in der Stille – eine andere. Eine Arbeit, die, soviel ich weiß, durch die Buchhaltung nicht abgesegnet ist, eine Arbeit aus reinem Enthusiasmus! Und Sie wollen mir weismachen, das sei nur eine Feierabendbeschäftigung? Nein, Georgi Petrowitsch, das nehme ich Ihnen nicht ab! Da muß mehr dahinter stecken, hohe Ziele, mitreißende Ideen… Das hat nichts mit der Physik zu tun, um so mehr interessiert es mich. Ich verstehe Ihre mädchenhafte Scheu nicht – wie viele ernsthafte Physiker sind zur Biologie übergegangen. Auch zur Geologie sind sie abgewandert und sogar zur Psychologie… Und wohin hat es Sie verschlagen, Georgi Petrowitsch? Ich werde das Beichtgeheimnis wahren, wenn Sie es wünschen."

„In eine terroristische Verschwörung."

Unser Direktor ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen. Auf meine ernste Miene reagierte er mit einem leisen Lächeln:

„Gegen wen denn? Denken Sie daran, ich mag keine Extremisten."

„Gegen Christus."

„Höchst interessant. Na und, hat es geklappt? Oder bereiten Sie sich erst vor?"

„Es hat geklappt."

„Auf welche Weise? Ich brenne vor Neugier."

„Wir haben uns ins erste Jahrhundert begeben und Christus dort umgebracht, bevor er Christus geworden ist."

„Aber erklären Sie mir, wie sind Sie ins erste Jahrhundert gelangt? Und, verzeihen Sie, wozu die Mühe?"

„Ein heutzutage allgemein übliches Verfahren hat es uns ermöglicht – wir haben ein programmiertes Modell des betreffenden Abschnittes der Geschichte in den Computer eingegeben…"

„Ein Modell der Geschichte?" fragte der Direktor erschrocken.

„Selbstverständlich ein schematisch vereinfachtes."

Er seufzte erleichtert:

„Uff! Sie geben mir Rätsel auf… Ich glaube, jetzt habe ich verstanden. Die Geschichte, aber ohne Christus. Sie wollten herausfinden, wie sie ohne diese Gestalt verläuft… Und was ist dabei herausgekommen?"

Ich zuckte die Schultern.

„Das ist es ja eben, nichts. Christus ist wieder auferstanden."

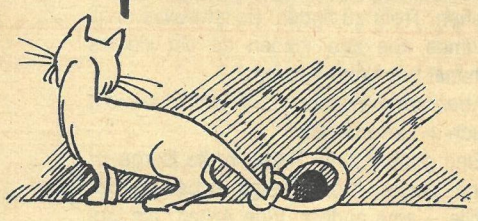
Der Direktor war keineswegs verwundert, zufrieden nickte er mit seinem grauen Kopf.

„Aber Sie haben Umstürze, apokalyptische Erschütterungen erwartet? Sie glaubten, wenn eine herausragende Persönlichkeit einen so großen Einfluß besitzt, könne man das vielleicht ausnutzen und mit Hilfe der Helden der Geschichte das Leben vervollkommnen, es in paradiesische Gefilde lenken? Habe ich Sie recht verstanden, Georgi Petrowitsch?"

Konnte ich ihm etwa in kurzen Worten erklären, was ich erwartet hatte, zumal es mir auch jetzt noch nicht recht klar war?

Fortsetzung auf Seite 41

Maus = ein Tier, das auf seinen Wegen ohnmächtige



zu hüten geben? Hans Wilh. Kirchhoff

Katz und Mann

Schmeichelei'n brechen kein Bein.

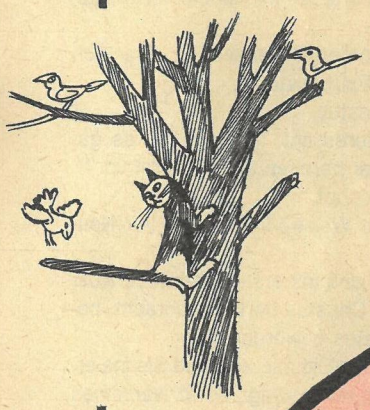
Wer Katzen gern hat, der hat auch Weiber gern.

Wer zu lange auf zärtliche Hände warten muß, dem wachsen Krallen.

F. Hannemann

Die Philosophie der Katze: Die Freundlichkeit der Menschen entspringt nur ihrem Respekt vor dem Tiger in uns.

G. W. Heyse



Ján Lenco / ČSSR

Die Maus

Eine Maus geriet in die Falle. Ja, wenn sie nur hineingetreten wäre! So etwas kommt täglich viele Male vor. Aber nein, sie gelangte auch wieder hinaus. Und das kostete sie nicht mal viel Mühe. Die Falle war eine Fehlkonstruktion par excellence.

Die Maus pustete auf ihre zerschrammte Pfote und machte sich auf in die Fabrik, wo die Mausefallen hergestellt werden. „Wo finde ich den Direktor?" fragte sie den Pförtner. „Der Stellvertreter genügt wohl nicht?" fragte der Pförtner frech zurück. „Nein!" – „Fünfter Stock, zweiter Korridor, links die dritte Tür", sagte er.

Unverschämter Kerl! dachte die Maus. Hat keinen Respekt vor denen, die seinem Betrieb Arbeit geben.

Die Maus bestieg den Lift, fuhr in den fünften Stock. Im Direktorenzimmer kletterte sie auf den Schreibtisch, blickte vorwurfsvoll in das große, feiste Gesicht vor sich und schlug empört mit der Pfote auf den Tisch.

„Ich bin in eine Mausefalle geraten und wieder hinausgelangt. Die Mausefalle ist ein Fehlprodukt. Sie wird in Ihrem Betrieb hergestellt. Ich möchte mich beschweren!"

Der Direktor versprach, er werde eine Kommission schicken, die das Fehlprodukt untersucht, und falls sich der Vorwurf der Maus bestätigen sollte, werde er alle zur Verbesserung notwendigen Schritte unternehmen und die Schuldigen, die dem guten Ruf der Fabrik geschadet haben, bestrafen.

Die Maus piepste zufrieden.

„Erlauben Sie mir eine Frage", sagte der Direktor.

„Bitte", antwortete die Maus, „fragen Sie ruhig, als hätte es zwischen uns keinerlei Mißhelligkeiten gegeben."

„Wieso beschweren Sie sich über etwas, das Ihnen zum Nutzen gereicht und Ihnen das Leben gerettet hat? Mir will das nicht in den Kopf."

„Ich betrachte Probleme nicht vom beschränkten persönlichen Standpunkt", erwiderte die Maus. „Ich betrachte sie vom Standpunkt der höheren Interessen, und der Mensch steht in der Hierarchie der organischen Welt unbestreitbar auf einer höheren Stufe als die Maus."

(Die Mäuse erfuhren vom schmählichen Verrat ihrer Artgenossin und saßen über sie zu Gericht. Die Maus hielt der Anklage entgegen, sie habe eine bessere Mausefalle nur verlangt, damit das Mäusegeschlecht nicht schlaff und träge gegenüber Gefahren werde, denn das würde sich in Zukunft sehr, sehr rächen.)

Aus: „Der Pakt mit dem Teufel", Verlag Rütten und Loening

Nackt sind
nicht alle Katzen grau
– meinen Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion),
Martin Kotsch (Grafik)

Katzenplatz

Ihr süßes Schmusen
macht nicht satt.
Ihr Nachtgesang
kann uns nicht laben.
Doch wer stets
einen Kater hat,
wird kaum
noch Mäuse haben.

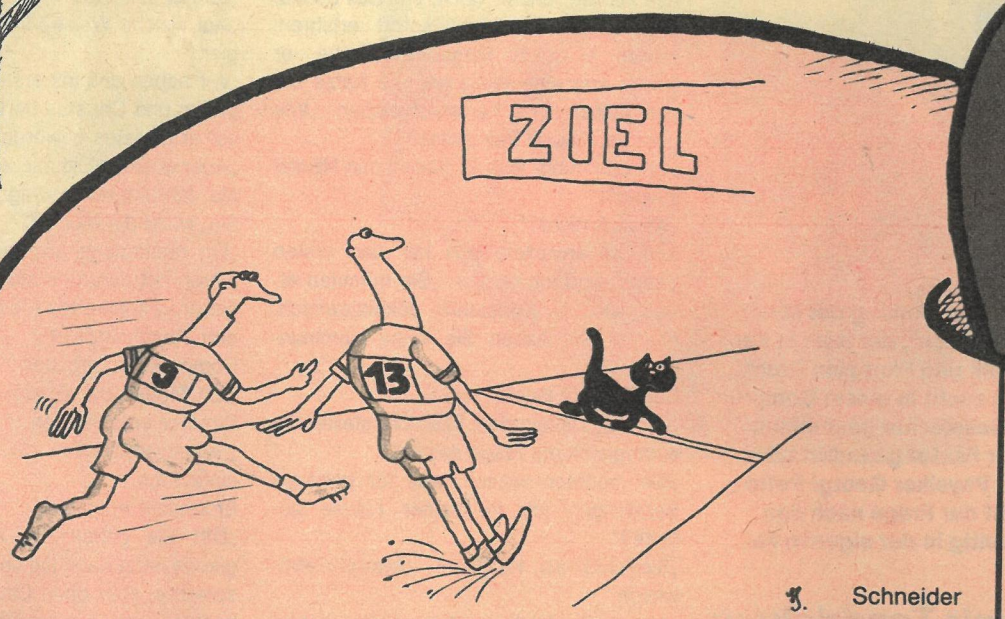
R. Pöhlig

2 Wochenspruch

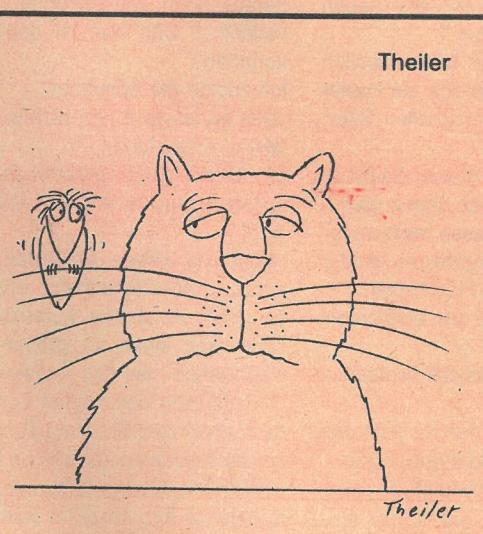
Die Schmeichelei ist eine falsche Münze, die nur durch unsere Eitelkeit Wert hat.

La Rochefoucauld

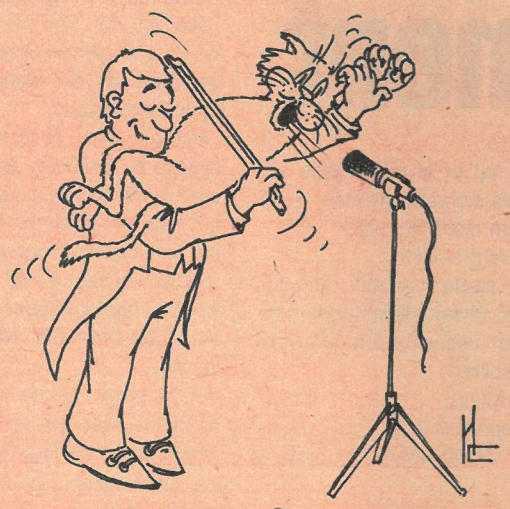
Wer wird der Katze den Käse



J. Schneider



Theiler



Surowzew, Woronesh

Radev, Sofia

Raum ist in der kleinsten Kammer für den größten Katzenjammer. deutscher Scherzreim

Frauen zurückläßt. Ambrose Bierce

Erst im Maul der Katze beginnt die Maus zu bereuen. spanisch

Pawelec

Doppelte Unmoral

Ein Kätzchen, das als unbescholten
in seiner Sippe stets gegolten,
ward' über Nacht zur „falschen Ratte",
nur weil es, was nicht sein gedürft,
von Frauchens Rumtopf mal geschlürft
und morgens einen „Kater" hatte.

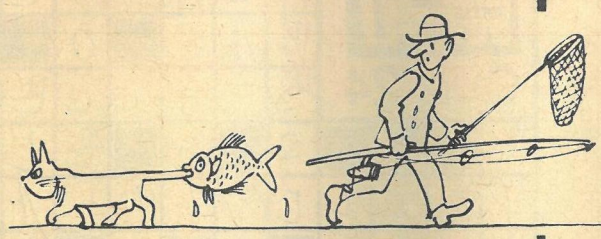
Günter Gregor

Der argwöhnische
Liebhaber
gleicht einem Kater,
dem bei Nebelluft
die Ohren jucken.
Diderot

Das beste Mittel gegen Mäuse

Man fange ein Dutzend oder mehr lebendiger Mäuse, tue sie in einen Käfig und gebe ihnen nichts zu fressen. Der Hunger wird sie antreiben, einander gegenseitig aufzufressen. Die stärkste wird Meister und allein übrigbleiben. Man lasse sie frei. Es wird ihr aber nichts mehr schmecken als Mäusefleisch, und sie wird als Mauswolf unter ihren Artgenossen fürchterlich wüten und ihrer mehr töten als die eifrigste Katze.

Klabund



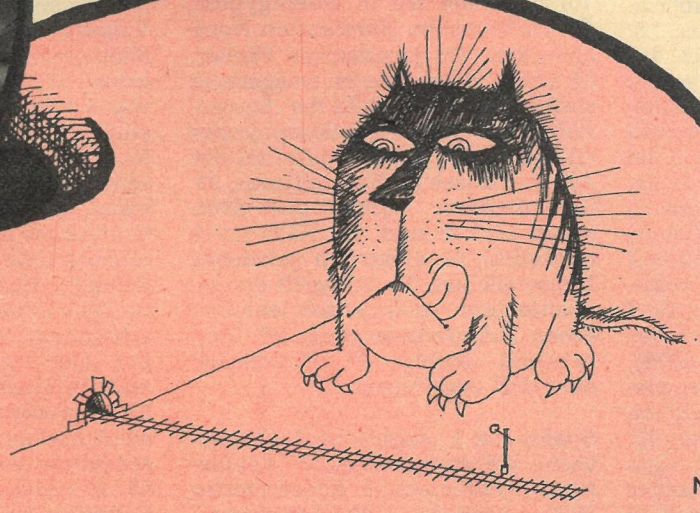
Johannes Conrad

Aus: „Das Blashorn", Eulenspiegel-Verlag

Ländliches Nocturne

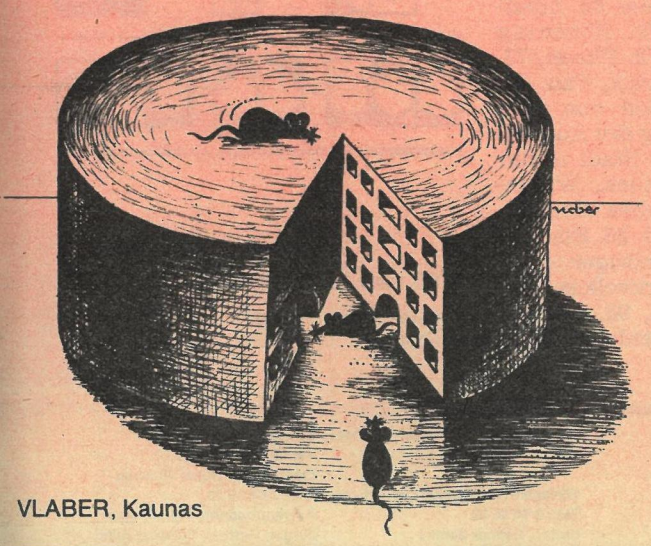
Der Herbstmond sah bald wie dein Vater aus –
oder vielmehr: wie seine Glatze!
Er schaukelte über Angermanns Haus,
aber Angermanns dämliche Katze
vermutete wohl, er sei eine Maus,
denn sie lockte ihn stur mit der Tatze.
Süß stieg aus den Bohnen ein Tandaradei,
stieg die Tonleiter hoch ohne Beinchen.
Der Mistberg qualmte versonnen für drei,
und vier Schuhe träumten von Steinchen.
Da schwankte dein Bett wie Großvater Mai
nach dem zwölften Johannisbeerweinchen.
Oh, kußwarme, nachtblaue Mondscheinpartie!
Aus des Morgentaus Perlspucketröpfchen
rollte prächtig des Gockelhahns Kikeriki,
und es lauschten die Rosenkohlköpfchen,
denn lieblich erklang eine Melodie
aus einem Emaillenachttöpfchen.
Das ist jetzt schon viele Monate her,
und Angermanns Katze warf Kätzchen:
sechs Satansviecher, so wild wie das Meer,
sechs Riesen mit mondgelben Tätzchen!
Vor solchen Folgen fällt es nicht schwer
zu gestehen: Auch wir säumen Lätzchen!

Je mehr du die Katze streichelst,
desto größer wird ihr Buckel ukrainisch

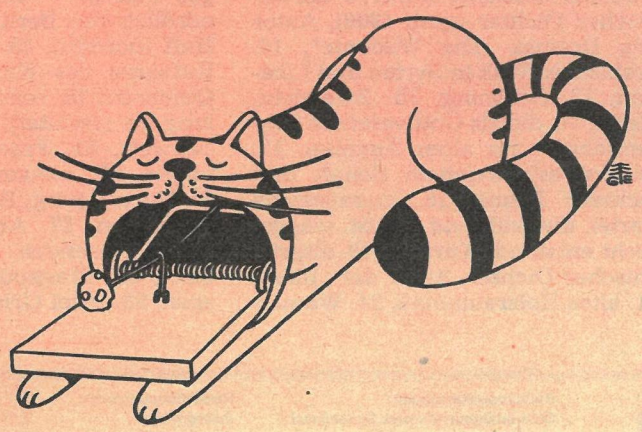


Nekrassow, Moskau

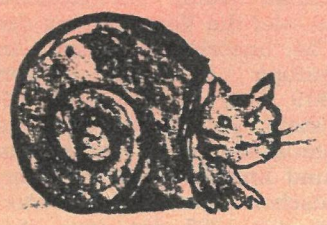
Fricke



VLABER, Kaunas



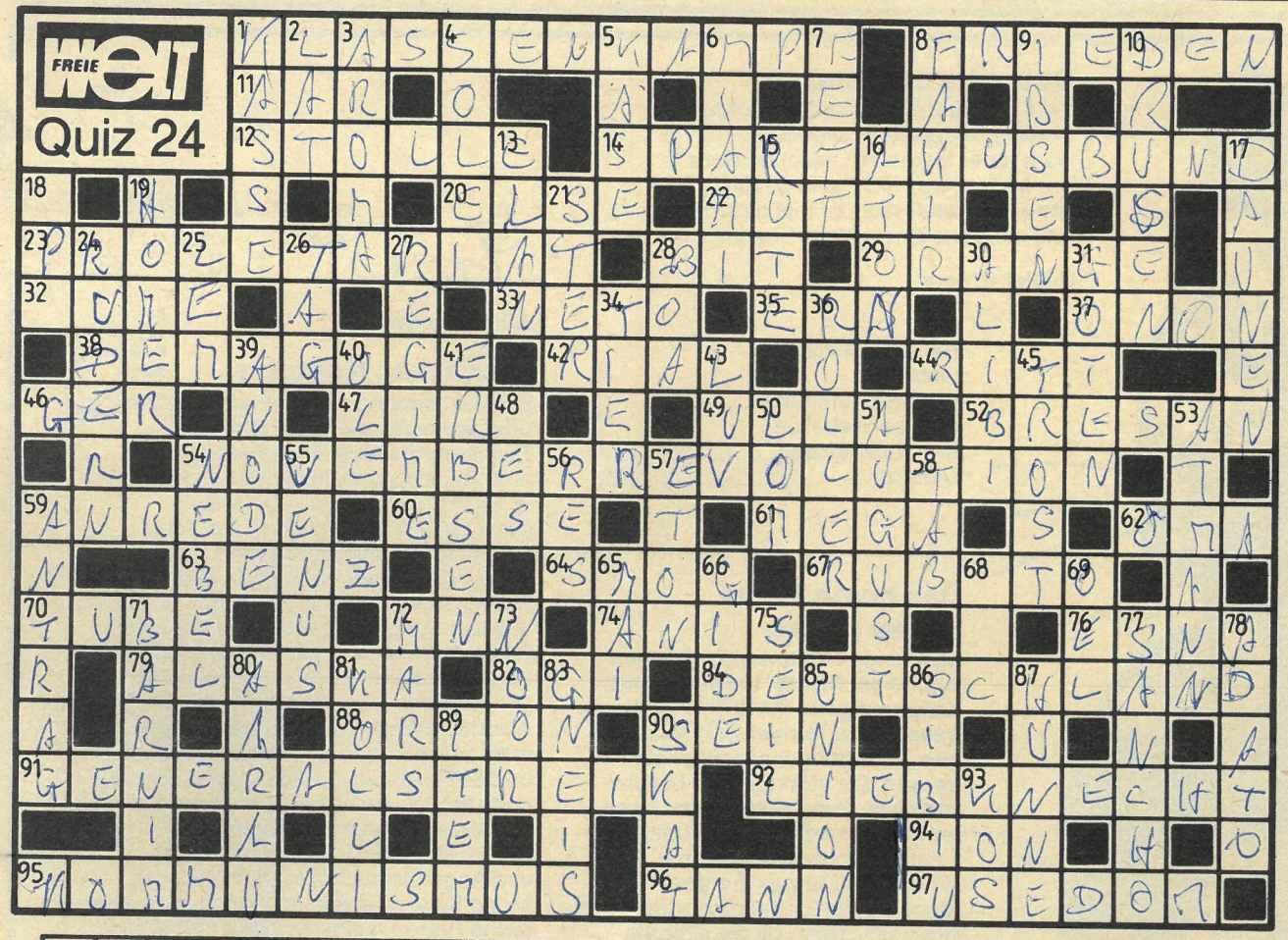
Georgiev, Sofia

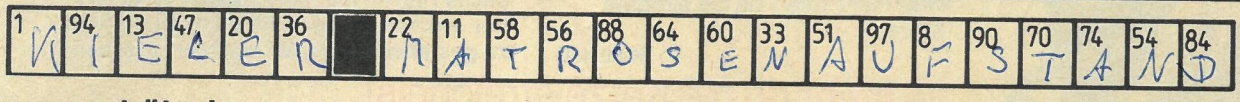


Der „Ich-mach'-keine-großen-Sprünge-mehr"-Schneck von Graetz

Katzenmusik: Wehe, weh mir! Welche Töne! Friedrich v. Schiller

Man muß sich nur zu helfen wissen, meinte die Frau und wischte den Tisch mit der Katze ab. finnisch





Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. entscheidende und unmittelbare Triebkraft der gesellschaftlichen Entwicklung vom Kapitalismus zum Sozialismus, 8. Menschheitswunsch und Ziel der Politik der sozialistischen Staaten, 11. Adler (dicht.), 12. Weihnachtsgebäck, 14. revolutionäre marxistische Organisation, aus der 1918 die KPD hervorging, 20. Frauenname, 22. Mutter (Kinderspr.), 23. andere Bezeichnung für die Arbeiterklasse, 28. Informationseinheit (EDV), 29. Farbton, 32. das russische Parlament in den Jahren 1906 bis 1917, 33. erster Präsident der Volksrepublik Angola (gest. 1979), 35. Hausflur, 37. mongolisch-sowjetischer Fluß, Quellfluß der Schilka, 38. Aufwiegler, Volksverführer, 42. Währungseinheit in Iran, 44. Ausflug zu Pferde, 46. germanischer Wurfspieß, 47. Währungseinheit in Italien, 49. Frauenname (Kurzf.), 52. DDR-Schriftsteller sorbischer Nationalität, Autor des Romans „Krabat oder die Verwandlung der Welt", 54. historisches Ereignis in Mitteleuropa in den Jahren 1918/1919, 59. Briefbeginn, 60. Schornstein, 61. Kurzwort für die Gesamtausgabe der Werke von Marx und Engels, 62. Großmutter, 63. deutscher Ingenieur und Unternehmer, der 1885 das erste entwicklungsfähige Automobil baute, 64. industrielle Luftverunreinigung, 67. das im Tempo frei gestaltete Musikspiel, 70. Behälter für Pasten, 72. Kurzbezeichnung für die Zeitung „Mitteldeutsche Neueste Nachrichten", 74. Kuchengewürz, 76. Stadt am Nil in Oberägypten, 79. Halbinsel im Nordwesten Nordamerikas, 82. japanischer Fächer, 84. Staat, in dem die 54. waagerecht stattfand, 88. Sternbild der Äquatorialzone, 90. philosophischer Grundbegriff, 91. Kampfmittel der Arbeiterklasse im Kapitalismus, 92. revolutionärer Führer der deutschen Linken und der KPD (1919 ermordet), 94. elektrisch geladenes Masseteilchen, 95. Inbegriff der revolutionären, marxistisch-leninistischen Arbeiterbewegung, 96. Tannenwald (dicht.), 97. Ostseeinsel der DDR und Polens.

Senkrecht: 1. Zahlraum, 2. alte lettische Währungseinheit, 3. Wohlgeruch, -geschmack, 4. konserviertes Hühnerprodukt, 5. Milcherzeugnis, 6. Hafenstadt in Florida, 7. Tier- oder Pflanzenprodukt, 8. asketisch lebender indischer Büßer, 9. norwegischer Dichter (gest. 1906), Autor des Dramas „Die Wildente", 10. arabisches Volk in Syrien und Libanon, 13. Schwung, 15. Zweiglein, Gerte, 16. die als Gott verehrte Sonnenscheibe im alten Ägypten, 17. Federn mit weichem Schaft und lockerer Fahne, 18. marxistische Partei, die während der 54. waagerecht entstand (Kurzw.), 19. altgriechischer Dichter, Autor der „Ilias", 21. altes Holzraummaß, 24. Wassersportart, 25. polnischer Schriftsteller (gest. 1886), 26. Teil der Woche, 27. Regierungsform (abwertend), 28. Riesenschlange, 30. Abwesenheitsnachweis, 31. germanischer Volksstamm, 34. Lebewesen, 36. Kinderfahrzeug, 39. positive Elektrode, 40. Rufname einer Titelfigur von Erwin Strittmatter, 41. Samen einjähriger Schmetterlingsblütler, 43. dem Wind zugekehrte Schiffsseite, 45. im Leid helfender Beistand, 48. latein.: Kupfererz, 50. Nebenfluß der Donau in Bulgarien, 51. Monatsname, 53. in der Schweiz leitender Beamter in einer Verwaltungsbehörde, 54. Witterungserscheinung, 55. Planet, 56. Gestalt aus „Der arme Konrad", 57. Schulstadt in England (westl. v. London), 58. Kurzwort für Kolonnensteller an Schreibmaschinen, 59. zur Entscheidung vorgebrachtes Anliegen, 65. Monatsname, 66. französischer Schriftsteller (gest. 1951), u. a. „Die Falschmünzer", 68. Fluß in den französischen Westalpen, 69. flüssiges Fett (ö = oe), 71. Höhenzug nördlich von Berlin, 72. Planet, 73. Haff (norddt.), 75. Strick, Tau, 77. Rufname des Knappen von Don Quichotte, 78. vom Tag der Ausstellung an (veraltet), 80. Stadt in der Schweiz, 81. Frachtstück, Warenballen, 83. metamorphes Gestein, 85. Vereinigung, Bund, 86. Stadt in Rumänien, 87. Angehöriger eines nomadisierenden Turkvolkes (Altert.), 89. Fragepunkt, 90. Kartenspiel, 93. Insel Griechenlands.

Vor siebzig Jahren entstand im Ergebnis des ersten Weltkrieges und der Oktoberrevolution in Mitteleuropa eine revolutionäre Situation, die zum Ausbruch der bewaffneten Auseinandersetzung zwischen der deutschen Arbeiterklasse und den imperialistischen Machthabern führte. Aufgrund des Verrats der rechten Führer der deutschen Sozialdemokratie siegte die Arbeiterklasse nicht. Dennoch wurden mit dieser Revolution die Grundlagen für die Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft in eine sozialistische gelegt.

Die Lösung unseres heutigen Preisrätsels ist das Ereignis, mit dem diese Revolution am 3. November 1918 begann.

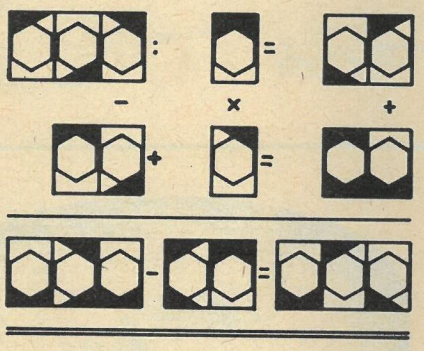
Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 24 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 7. Dezember 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 1/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Raten und Rechnen

Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein seefahrender Kellner.

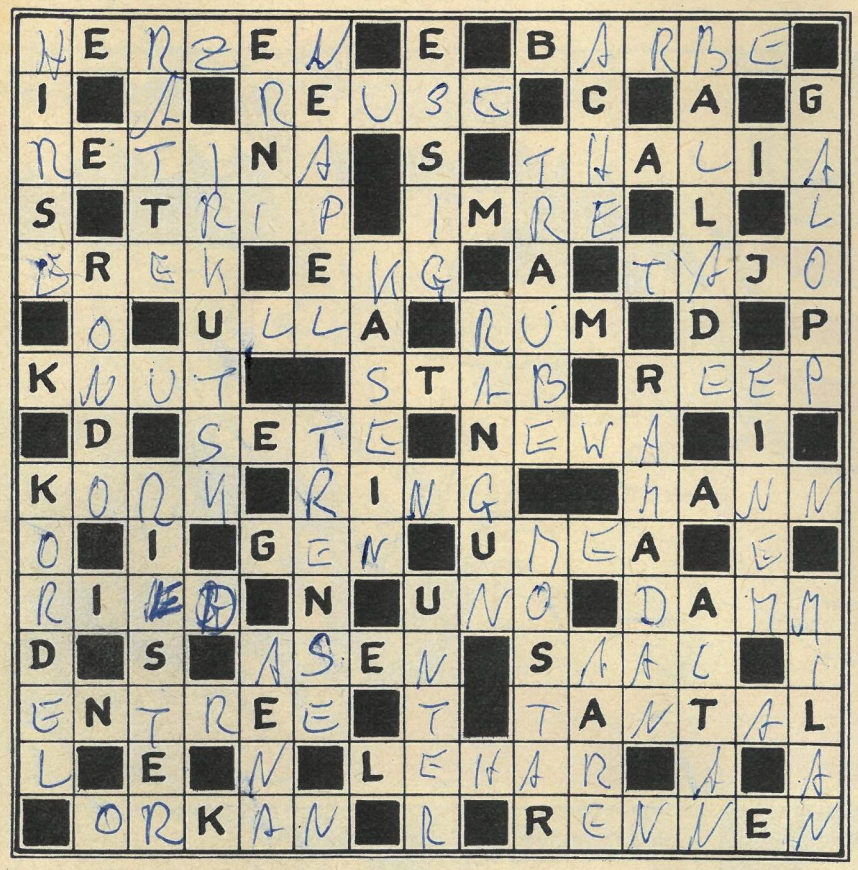
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Wirtschaft: Wolfgang Tautenhahn
Tel.: 2 44 35 33
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02

Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

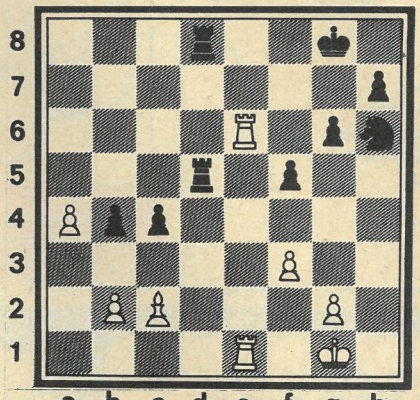
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Nebenfluß des Rheins (Schweiz), 2. Flußbezeichnung, 3. Urbevölkerung der Philippinen, 4. balkonartiger Vorbau (Arch.), 5. Göttergeschlecht (german. Mythol.), 6. dramatisch bewegtes episch-lyrisches Gedicht, 7. barteltragender Karpfenfisch, 8. Erdaufschüttung, Wall, 9. österreichischer Komponist der Oper „Dantons Tod", 10. Kurzwort für Elektrokardiogramm, 11. Eingang, Zutritt, 12. Ritter der Artus-Tafelrunde, 13. Schweizer Maler und Grafiker (geb. 1909), 14. Speisewürze, 15. Gangart des Pferdes, 16. Träger der Erbanlagen, 17. russischer Philosoph und Publizist (gest. 1870), 18. alte Kulturpflanze, Getreide, 19. ungarischer Männername, 20. Stadt in Ostsibirien, 21. Eiweißbestandteil der Milch, 22. Männername, 23. Posamentenschnur, 24. Flaschenverschlußmaterial, 25. Komponist der Operette „Die lustige Witwe", 26. Greifvogel, 27. Autor des Romans „Professor Unrat", 28. Stadt in Jugoslawien (Herzegowina), 29. Hafenstadt in Unteritalien, 30. Abfluß des Ladogasees, 31. stärkster Wind, 32. Fastenmonat der Mohammedaner, 33. Hauptstadt von Burma, 34. Nagetier, 35. Seil, Tau (seem.), 36. Sportwettbewerb, 37. Netzhaut des Auges, 38. Fischfanggestell, 39. Schilf, 40. Lederflicken auf dem Schuh, 41. Fingerschmuck, 42. Instrumentalsatz, 43. Trinkbranntwein aus Zuckerrohr, 44. großer Raum, 45. Hafenstadt in Südfrankreich, 46. Stecken, 47. Fluß auf der Pyrenäenhalbinsel, 48. chemisches Element, Metall, 49. Muse der heiteren Dichtkunst (griech. Mythol.), 50. Blütenstand, 51. leichter Pferdezaum, 52. kurzer Ausflug, 53. Frauenname (Kurzf.), 54. Stadt in Schweden, 55. Weltorganisation, 56. Spielkarte im deutschen Blatt.

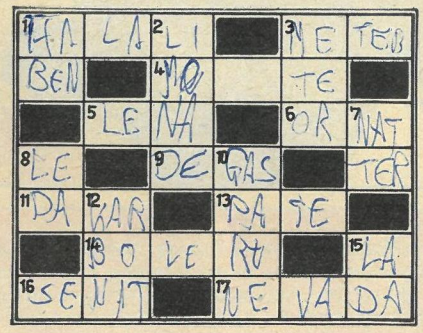
Schach

Interessante Falle

Beim Kandidatenturnier zur Frauen-Schachweltmeisterschaft in Zchaltubo in der Georgischen SSR kam es zwischen Nana Ioseliani (UdSSR) und Agnieszka Brustman (Polen) in der 10. Runde zur Diagrammstellung. Weiter geschah: **41. Tc6 b3 42. Lb1 Td1 43. Kf1 T8d2 44. T:c4 T:e1+ 45. K:e1 T:b2 46. Tc1!** (eine interessante Falle) **46. ...T:g2?! 47. a5 Sf7 48. a6 Se5 49. Tc8+ Kg7 50. a7 Tg1+ 51. Ke2 T:b1 52. a8D b2 53. Tb8 Th1 54. Tb7+ Kh6 55. Df8+ Kg5 56. De7+ Kf4 57. Tb4+ Sc4 58. T:c4 Kg3 59. Dg5+ Schwarz gab auf.**



Silbenkreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Jagdruf, 3. SI-Einheit der Länge, 4. Prägewalze für den Tiefdruck (Fachspr.), 5. Strom in Sibirien, 6. Amtstracht, 9. französischer impressionistischer Maler und Grafiker (1834–1917), 11. Hauptstadt von Senegal, 13. Taufzeuge, 14. kurzes Damenjäckchen, 16. Richterkollegium, 17. Bundesstaat der USA.

Senkrecht: 1. die Gutschriften enthaltende Seite eines Kontos, 2. Erfrischungsgetränk, 3. Sternschnuppe, 7. Schlangenart, 8. Königin von Sparta (griech. Sage), 10. Operette von Millöcker, 12. Salz der Kohlensäure, 15. sowjetischer PKW-Typ.

Silbenrätsel

Aus den nachfolgenden Silben sind Lösungswörter der angegebenen Bedeutung zu bilden:

ab – ada – aga – al – äs – cher – dir – gio – itur – kan – ler – nen – or – ren – sei – ste – thet – ter

Bei richtiger Lösung ergeben die zweiten Buchstaben – von oben nach unten – und die vierten Buchstaben – von unten nach oben gelesen – ein kalmykisches Sprichwort.

1. Hafenstadt in Marokko
2. Handwerker, Schnurmacher
3. Lebensjahre
4. in der Musik das sanfte, langsame Spiel
5. Freund der Schönen
6. DDR-Olympiasiegerin im Kurzstreckenlauf 1972 und 1976 (Staffel)
7. stärkster Wind
8. sportlicher Fahr- oder Laufwettbewerb
9. Reifeprüfung

Einer zuviel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils an gleicher Stelle so ein Buchstabe zu entnehmen, daß neue Wörter entstehen: Aston – Spiel – Trasse – Tiegel – Knute – Agnat – Gerade – Argon.

Bei richtiger Lösung ergeben die entnommenen Buchstaben – nacheinander gelesen – eine Schachfigur.

Umstellrätsel

Jedes der nachfolgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen neuen Begriff zu verwandeln:

Magma – Tuner – Taler – Leben – Segan – Daker – Torte.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter – nacheinander gelesen – eine südamerikanische Kamelart.

Auflösungen aus Heft 23/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Bramme (21), Achsel (38), Spatel (55), Stander (30) Turban (60), Inari (49), Real (7), Laren (34), Millimeter (10), Aken (3), Elan (64), Raster (45), Gatt (28), Anis (52), Asta (14), EKO (54), Ernst (41), Email (29), Kru (6), Tina (68), Lena (17), Seil (36), Steven (70), Rore (32), Oste (43), Engagement (15), Rabat (2), Geer (47), Ebene (22), Idared (40), Lektion (25), Eselei (19), Ammann (67), Laster (11).

Senkrecht: Basel (9), Minne (44), ESER (16), Sterl (63), Altai (51), Substantiv (5), Liner (23), Prime (33), Air (56), Danae (31), Ulme (1), Elster (65), Aras (46), Ingo (27), Elaste (50), Eni (37), Kreis (12), Raul (62), Stenogramm (20), Tamara (18), Trust (66), Span (48), Klemme (35), Klon (58), Newa (24), Ern (39), Terek (59), Egge (13), Stele (53), Erika (8), Eeden (69), Erkel (57), Antos (42), Bei (61), Tuner (4), Beil (26).

Kreisleiste: 1. Plaste, 2. Luanda, 3. Amnion, 4. Pepsin, 5. Etappe – Pumpe.

Vorsetzrätsel: (K)arate – (A)rosa – (R)eiter – (A)mine – (F)erkel – (F)arad – (E)inhalt – Karaffe.

Raten und Rechnen:

512	:	8	=	64
−		×		+
152	+	16	=	168
=		=		=
360	−	128	=	232
:		+		−
15	×	5	=	75
=		=		=
24	+	133	=	157

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 21/Heft 21)

Waagerecht: 1. Olescha, 5. Teterow, 9. Farn, 11. Ree, 13. Einer, 14. Tallinn, 16. Bratsk, 18. Motto, 21. Elan, 23. Egge, 25. Ende, 27. Söller, 29. SOS, 30. Ukas, 32. Wega, 33. Alp, 34. Lenné, 36. Epik, 37. Sol, 38. Altai, 40. Bon, 41. Echse, 43. Laren, 44. Bake, 46. Arda, 47. Okapi, 48. Alkan, 50. oil, 51. Stake, 54. Sen, 55. Beil, 56. Amati, 58. Tic, 59. Aken, 61. Aura, 62. Tee, 63. Abrieb, 66. Eier, 69. Seim, 71. Imre, 72. Satin, 75. Bernau, 77. Martini, 78. Limit, 80. USA, 81. Ene, 82. Ellen, 83. Aeta, 84. Litauer, 85. Gagarin.

Senkrecht: 1. Odeon, 2. Ernte, 3. See, 4. Ceres, 6. Euler, 7. Rang, 8. Wabe, 9. Fram, 10. Ras, 12. San Luis, 14. Tal, 15. Nele, 17. Kastanie, 19. Onkel, 20. Tesla, 22. Löwenzahn, 24. Glaser, 26. Dan, 28. Ballast, 29. Sparta, 31. Hebel, 32. Wacholder, 35. Eibisch, 38. Aronstab, 39. Tratte, 42. Salat, 45. Kanake, 49. Terrine, 52. Tirana, 53. Kirgise, 57. Ali, 60. Emma, 63. Aktie, 64. Imi, 65. Beleg, 66. Eimer, 67. Esten, 68. Inka, 69. Suhl, 70. Imst, 73. Tula, 74. Nana, 76. Ehe, 79. Ina.

Lösung: Teufelsdreck

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Margot Spieß, Mellingen, 5301

2. Preis:
75,– M Manuela Ziemann, Waltersdorf, 8813

3. Preis:
50,– M W. Taubert, Bad Dürrenberg, 4203

4.–8. Preis:
je 25,– M H. Riemke, Güstrow, 2600; Martha Zimmermann, Dresden, 8030; Liesbeth Maus, Wolfen-Nord, 4440; Sven Fiedler, Halle, 4050; Paul-Ludwig Gentz, Magdeburg, 3035.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes

beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich

(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Eine Ferien-Abenteuergeschichte, ausgedacht und gezeichnet von Nikolai Schtscherbakow aus Moskau.

Krapa ist tück sch. Sie hatte gehofft, der verschmutzte Strand würde die Kinder vom Fluß fernhalten. Und nun hat sie ihnen mit den Ziegeln sogar noch eine Freude gemacht!

1

Da sitzt er und schmökert, während sich diese Störenfriede hier einnisten! Fix, nimm den Spaten und komm!

2

Die Fallgrube tarnen wir mit Laub und Ästen. Ich freue mich jetzt schon auf das Geschrei, das die beiden anstimmen werden, wenn sie hier hineingepurzelt sind! Dann ade, ihr Ferien!

3

Die beiden „Spaßvögel" betrachten zufrieden ihr Werk. Gleich kommen die Kinder, um ihre Kuh Munja nach Hause zu treiben.

Im Walde dunkelt es bereits. Zeit für den Keiler Chrjuka, ans Abendbrot zu denken. Seinen „Tisch" deckt die große Eiche. Viele köstliche Eicheln hat sie herabgeworfen. Als Dank wühlt der Wildschweinmann an ihren Wurzeln nach Larven und Käfern, Untermieter, die die alte Eiche gar nicht mag.

4

5

Als Chljup und Krapa das mächtige Tier erblicken, springen sie entsetzt in die eigene Falle.

6

Und aus der können sich die Winzlinge nicht befreien. Die Nacht kommt, kühl und feucht.

7

Am nächsten Morgen hört die Kuh Munja jämmerliches Weinen. Sie trottet zur Grube, läßt mitleidig ihren Strick herunterfallen und zieht die beiden ans Licht. Ob sie wohl aus Schaden klug werden?

8

Das müssen Sonntagskinder sein, sonst hätten sie nicht soviel Glück! Na, mir wird schon noch was Klügeres einfallen...

9

Fortsetzung von Seite 19

Ein Mann und seine Mission

wirts; Wolf war ein bezaubernder Plauderer; er hatte viel Sinn für Humor, erzählte mit Charme und mit Pointen."

Der Alltag sah anders aus. Neben protokollarischen Pflichtübungen gab es vieles zwischen Weichsel und Spree auszutauschen: über die Jahrespläne beider Staaten, Aufbauvorhaben, über Fragen des Bildungssystems, der Kulturbeziehungen, über die Zusammenführung getrennter deutscher Familien. Friedrich Wolf setzt seine Unterschrift unter das erste deutsch-polnische Kulturabkommen. (Um nicht zu vergessen: Während seiner Amtszeit werden drei seiner Stücke in Polen aufgeführt. Über den Erfolg seines Lustspiels „Bürgermeister Anna" schreibt er: „Das Publikum ging großartig mit, mindestens zwölf- bis fünfzehnmal Szenenapplaus... Wrocław hat einem deutschen Dramatiker wieder guten Ansporn gegeben.") Das Hauptereignis seiner Tätigkeit aber war die Vorbereitung zur Unterzeichnung des Staatsvertrages, der die Oder-Neiße-Friedensgrenze völkerrechtlich fixiert. Die Anfang Juli 1950 eingetroffene Regierungsdelegation unter Leitung von Walter Ulbricht legt damit ein Fundament für künftige freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden Ländern. Aus persönlichen Dokumenten jener Zeit spricht immer wieder der Künstler Friedrich Wolf, der sich beispielsweise ärgert, wenn eine Zeitung über den nach seinem Theaterstück in knapp sechs Wochen gedrehten Film „Bürgermeister Anna" einen „nichtssagenden Ignoranten palavern läßt". Er selbst schreibt von Warschau aus an seinen Sohn Konrad, den Filmstudenten in Moskau: „Ein Dorffilm muß natürlich nach Mist und Getreide und Heu riechen; aber bei uns wurde im November/Dezember (Planerfüllung) alles im Atelier gedreht, so riecht es für den Kenner nach Pappe..." Nach diesem Film, für den er sich „nur 1:10 verantwortlich" fühlt – er war nicht mehr dazu gekommen, das Filmszenarium selbst zu schreiben – hat sich Wolf geschworen, künftig nicht eher ein Drehbuch zu machen, „bis der junge Meisterregisseur Konrad Wolf aus dem Ei gekrochen ist; dann aber etwas sehr Schnurriges und Starkes".

Furore machte dagegen Kurt Maetzigs Film „Der Rat der Götter", an dem Wolf als Mitautor maßgeblich beteiligt ist. Für besonders gelungen hält er die Spielszenen vor dem Nürnberger Gericht. Er kann es einrichten, bei der Premiere im Mai 1950 im „Babylon" dabeizusein.

Doch für den Mann in doppelter Mission, der dem Theater und dem Film vorerst den Rücken zukehren und warten will, „bis ein paar neue junge Regisseure sich durchgebissen haben und bis nach und nach zwei junge Ensembles sich bilden" – für Friedrich Wolf hält die Zwangspause in der eigenen Kunstproduktion weiterhin an.

Denn schon läuft der Countdown zur Staatsvisite Wilhelm Piecks in Warschau gegen Ende des Jahres 1950. Nicht erst heute ist es üblich, jede Minute präzise zu planen, „vom ersten Atemzug der Delegation nach Betreten des Staatsgebietes bis zum letzten Lebewohl beim Verlassen des Territoriums". Der Missionschef und sein erster Sekretär „...durchsausten die Stadt von Osten nach Westen, von Norden nach Süden, immer eine halbe Stunde dem Präsidenten voraus". Wie Wolf weiter berichtet, wäre es beinahe zu einer Panne im Protokoll-‚Fahrplan' gekommen. Bei der Kranzniederlegung: „Die Ehrenkompanie war angetreten, jedoch 25 Minuten vorher weder Mitarbeiter noch Kranz sichtbar. Es begann nun ein 6-Tage-Rennen unserer beiden Wagen, die erst einmal 10 Minuten teils einander suchten, teils vom Blumengeschäft zum Ehrenmal auf allen möglichen Wegen die Kranzträger... dingfest zu machen suchten. Es war eine Jagd, für die jeder Regisseur eines Cowboyfilms höchste Gagen gezahlt hätte... Inzwischen nahm die Vorbereitung zur Feier der Kranzniederlegung ihren eisernen, schicksalhaften Fortgang: Der Stadtkommandant, ein General mit Suite, war erschienen, die Herren der Regierung, das Protokoll, das nach dem nicht vorhandenen Kranz schielte; der Uhrzeiger raste..."

Doch letzten und gehetzten Endes verlief die Zeremonie exakt. „Ein um Jahre gealterter Botschafter stand entblößten Hauptes vor dem Grabmal."

Wenige Wochen später bittet Wolf um die Demission, nicht ohne Hinweis auf seine äußerst angegriffene Gesundheit. Im übrigen steht inzwischen die Mission auf eigenen Beinen. „Ich möchte wieder in meine schriftstellerische Arbeit zurück... Hier habe ich nichts schreiben können (abgesehen von neuen Tiermärchen, kleineren Erzählungen; d. V.), einmal weil der Aufbau unsrer Mission sowie die laufenden Geschäfte mich voll beanspruchten; dann auch weil meine schöpferische Methode verlangt, daß ich mitten im Lande und im Leben unseres Volkes stehe", schreibt er an Wilhelm Pieck. Erst Mitte Juni 1951 übernimmt eine Nachfolgerin sein Amt. Dekoriert mit dem Kommandeurskreuz des Ordens Polonia Restituta kehrt der Botschafter-Schriftsteller in seine Heimat zurück.

Obwohl dieser Lebensabschnitt nur ein reichliches Jahr währte, ist er kennzeichnend für einen Mann, der sein Leben lang in die Bresche gesprungen war für eine als gut und wichtig erkannte Sache. Mit seiner Kunst und seiner ganzen Person. Friedrich Wolf verblieb nur noch kurze Zeit. Sie reichte gerade für einen Roman und ein Theaterstück. Mehrere literarische Vorhaben blieben unerfüllt, sein höchst authentisches und pralles Dasein aber blieb es keinen Augenblick.

Fotos: Friedrich-Wolf-Archiv, dem wir auch für die Unterstützung zu diesem Beitrag danken.

Das Experiment

Fortsetzung von Seite 35

„Sie sind sehr scharfsinnig, Konstantin Nikolajewitsch." Was konnte ich ihm sonst antworten?

Er schwieg, sah mich abschätzend an und sagte schließlich: „Leider bestätigt Ihr Resultat nur die Richtigkeit des Sprichwortes ‚Schuster bleib bei deinem Leisten'. Bedauerlicherweise, Georgi Petrowitsch, sind wir nicht Lenkende, sondern Gelenkte. Aber warum sind Sie so weit zurückgegangen, bis ins erste Jahrhundert sogar? Sie hätten sich ins vorige Jahrhundert begeben und sich am Ende des Jahrhunderts ins Labor Henri Becquerels schleichen sollen. Was hätte es Ihnen ausgemacht, ihm jene verhängnisvolle, vom Uransalz beleuchtete Platte zu stehlen? Damit hat doch alles angefangen – das Eindringen in die Geheimnisse des Atomkerns, die Explosion über Hiroshima und die heutigen thermonuklearen Alpträume. Nei-ein, Sie wußten, daß solch ein billiger kriminalistischer Trick nichts bringt: Wäre Becquerel nicht zufällig darauf gestoßen, hätte die Kernphysik die gleiche Entwicklung genommen, und es gäbe den gleichen Vorrat an Bomben, die uns heute den Schlaf rauben. Die Evolution hätte wahrscheinlich der Entropie nicht standgehalten, wenn sie sich nicht vor Zufälligkeiten geschützt hätte. Sie haben Christus umgebracht – Christus ist wiederauferstanden. Ein se-ehr, se-ehr interessantes Resultat. Voll tiefer Bedeutung!" Der Direktor richtete sich auf und setzte sofort eine besorgt sachliche Miene auf.

„Aber ich habe Sie nicht hergebeten, um Sie zu überführen. Es steht jedem frei, sich zu vergnügen, wie es ihm beliebt. Ich habe etwas ganz Bestimmtes mit Ihnen vor. Und ich sage Ihnen gleich von vornherein: Ich werde sehr betrübt sein, wenn Sie mir nicht entgegenkommen."

Ich horchte auf – endlich war die Ouvertüre zu Ende, und die Arie begann.

„Wir haben seinerzeit Kalmykow gefördert und große Hoffnungen auf ihn gesetzt in der Meinung – Jugend ist kein Nachteil. Aber er ist ein mittelmäßiger Wissenschaftler, pflügt nicht sehr tief. Finden Sie das nicht auch?"

Kalmykow, ebenfalls ein theoretischer Physiker, der sich jedoch noch keine großen Verdienste hatte erwerben können, war zum wissenschaftlichen Sekretär ernannt worden, ein verantwortungsvoller und aufreibender Posten, auf dem man auch ein penibler Kanzlist sein mußte.

„Das finde ich nicht, Konstantin Nikolajewitsch", antwortete ich. „Vielleicht pflügt Kalmykow nicht sehr tief, aber sein Feld beackert er." „Von Ihrem Dachboden aus, Georgi Petrowitsch, können Sie das nicht überblicken, aber ich muß laufend die ungepflügten Feldstreifen bearbeiten. Allzu große Vorwürfe kann man dem Burschen nicht machen, für einen durchschnittlichen Kandidaten der Wissenschaften ohne Namen, ohne Autorität ist es schwer, mit unseren Mastodonten zurechtzukommen. Hier ist ein erfahrener, verdienstvoller Mann vonnöten."

Mir ging sofort ein Licht auf. Durchaus nicht aus müßiger Neugier erkundigte sich der Direktor nach meinen Nachtwachen auf dem Dachboden, er wollte sich vergewissern, wie ernsthaft meine Arbeit war. Daß ich mich nicht mit der Physik befaßte, irritierte ihn nicht im geringsten, notfalls konnte er mich sogar unter seinen Schutz nehmen. Heute erwartete jedermann Entdeckungen an den Grenzlinien der Wissenschaften, hätte ich mich in die Biologie vergraben oder in die Psychologie, hätte der Direktor mir keinen Posten aufgebürdet. Vielleicht würde ich ja eine Bresche in ferne unerschlossene Gebiete schlagen – eine neue Richtung, neue Perspektiven würden sich öffnen, etwas Neues in den Aktiva des Instituts! Jetzt hatte er sich Klarheit verschafft – „es steht jedem frei, sich zu vergnügen, wie es ihm beliebt" – aber für eine Laune zahlt man dir kein Geld, befaß dich gefälligst mit einer ernsthaften Arbeit: Kalmykow pflügt nicht gut, mach du es besser! Ich kannte meinen Direktor – hatte er das Wild einmal aufs Korn genommen, ließ er nicht mehr lokker.

Er stand auf.

„Ich verlange keine sofortige Antwort, Georgi Petrowitsch. Es eilt nicht. Wägen Sie ab, überlegen Sie es sich, nennen Sie mir die Bedingungen, die Sie für nötig halten. Ich verspreche Ihnen entgegenzukommen. Ich zweifle nicht daran, daß wir gut zusammenarbeiten werden."

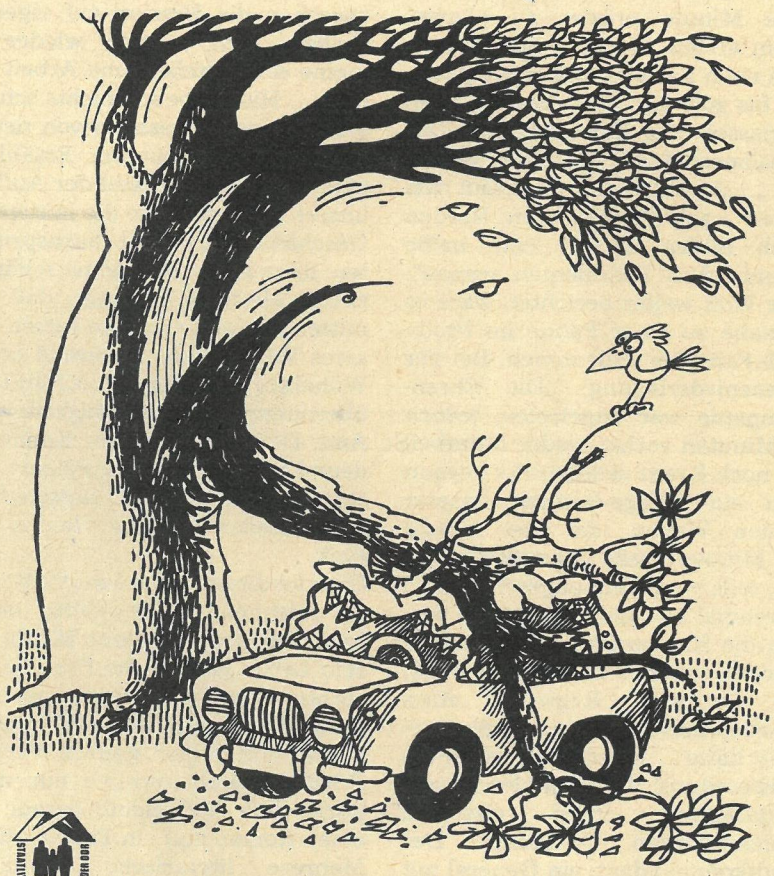
Der Honig ist nicht weit vom Stachel. Und diese völlige Mißachtung dessen, was mich bewegte. Ich stand ebenfalls auf und drückte wohlwollend die mir entgegengestreckte Hand. An der Tür kam mir plötzlich ein Gedanke, und ich fragte, mich umdrehend:

„Konstantin Nikolajewitsch, Sie haben gesagt: Wir sind nicht Lenkende, sondern Gelenkte... Heißt das, daß die Grundlage all unseres Handelns die Anpassungsfähigkeit ist?"

Er hatte sich noch nicht wieder an seinen Schreibtisch gesetzt, er zögerte, überlegte einen Moment und antwortete: „Eine Eigenschaft aller Lebewesen ist die Adaptionsfähigkeit. Warum sollten wir eine Ausnahme sein?"

Erstaunlich: mein leichtsinniger Sohn hatte einen so mächtigen Gesinnungsgenossen.

KASKO bevor es zu spät ist!



STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

1989 – Die Ostsee ruft!

Rettungs-schwimmer –

eine interessante Tätigkeit

Zur Absicherung des Schwimm- und Badebetriebes für die Saison 1989 an der Ostsee und an den Boddengewässern werden ausgebildete Rettungsschwimmer benötigt.

Wir bieten

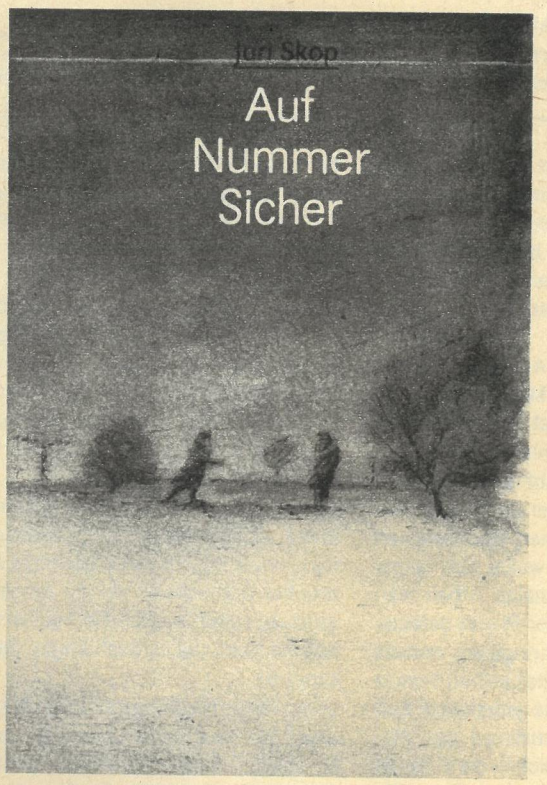
- Unterkunft
- Voll- bzw. Teilverpflegung
- Entlohnung nach Tarif

Einsatz in der Zeit von Mai bis September 1989

Bewerber ab vollendetem 18. Lebensjahr melden sich beim

Campingzentrum „Ostsee"

Barther Str. 64b
Stralsund, 2300
Tel.: 50 15



Wir empfehlen ein interessantes Buch aus der Sowjetuniuon

Juri Skop

Auf Nummer Sicher

Roman
Aus dem Russischen übersetzt von Günter Jäniche
376 Seiten, Ganzgewebeeinband und Schutzumschlag,
Preis 11,80 Mark
Bestellangaben: 6 86 54 99 / Skop, Sicher

Dieser Roman fand in der Sowjetunion weite Verbreitung. Er wurde von Wladimir Bassow auch verfilmt. Juri Skops Werk erhielt eine Auszeichnung als bestes Prosawerk über die sowjetische Arbeiterklasse. In der UdSSR fand das Buch großes Interesse, stand im Brennpunkt öffentlicher Auseinandersetzungen.
Worum geht es? Die Handlung dieses Romans entwickelt sich in einem erzaufbereitenden Kombinat am Polarkreis. Das ist ein großer Industriekomplex, eng verbunden mit verschiedenen Institutionen, staatlichen Organisationen, mit der Ökonomie des Landes. Die Probleme, die der Autor aufwirft, sind heute auch Gegenstand ernster Überlegungen von Wissenschaftlern und Volkswirtschaftlern. Das wichtigste ist das Problem der Notwendigkeit einer prinzipiell neuen Art und Weise der Leitung großer Produktionssysteme. Hier ist ein Bewährungsfeld, in welchem sich Charaktere und menschliche Schicksale herausbilden und gehärtet werden.
Aber es geht nicht schlechthin um die Diskussion von Fragen der Leitung von Betrieben, sondern vielmehr um die Frage, inwieweit der Mensch, nicht in zugespitzten dramatischen Situationen (obwohl auch diese durchaus präsent sind im Roman), sondern im gewöhnlichen Alltag den Mut findet zum Kampf mit sich selbst; wie er zu sich selbst findet, zu seinem Gewissen; wie er, auch bei Gefahr des Verlustes von Sicherheit, Vorteilen und Privilegien die Kraft findet, eigene Schwächen zu besiegen. Dieser Frage geht der Autor anhand der unterschiedlichsten Charaktere nach: so dem Kombinatsdirektor Karjakwin, der die Möglichkeit hat, entstehende Probleme in seinem Betrieb offen zur Diskussion zu stellen, nicht allerdings ohne eigene Fehlleistungen eingestehen zu müssen; und der es vorzieht, in dieser Situation zu schweigen – um über einen langen Prozeß schließlich doch über sich selbst und die eigenen Schwächen siegen zu können. Oder in dessen Frau Xenia, die sich materiellen Wohlstand mit innerer Leere erkauft und der es nicht gelingt, diese Situation zu überwinden. Oder in dem jungen Sprengmeister Gregori, den erst ein beinahe tödlicher Unfall zur Einsicht und zur Umkehr bringt.

Interessenten werden gebeten, sich an eine der örtlichen Buchhandlungen zu wenden.

Verlag Tribüne Berlin

Am Treptower Park 28–30, Berlin, 1193

Wer ist der wichtigste?

Es war vor langer, langer Zeit. Damals begannen sich die Augen, die Ohren, die Arme, die Beine und die Zunge darüber zu streiten, wer von ihnen für den Menschen am wichtigsten sei.

„He, Freunde, für den Menschen sind wir wohl eindeutig die wichtigsten. Da könnt ihr sagen, was ihr wollt, ohne uns kommt er nicht aus. Nichts von der weiten Welt würde er ohne uns sehen, weder die hohen Berge noch die endlosen Weiten der Ebene. Ohne uns wäre der Mensch ganz unglücklich. Wenn du die Schönheiten der Welt nicht sehen kannst, ist es so, als würdest du im finstersten Grabe liegen. He, Brüder, wenn wir nicht wären, müßte der Mensch an der Hand durchs Leben geführt werden. Also sind wir von allen die wichtigsten, uns braucht der Mensch am meisten – und deshalb müßt ihr alle uns gehorchen", sagten die Augen.

Als ob die Ohren damit einverstanden gewesen wären! Sie rauften sich die Haare und begannen ein lautes Geschrei:

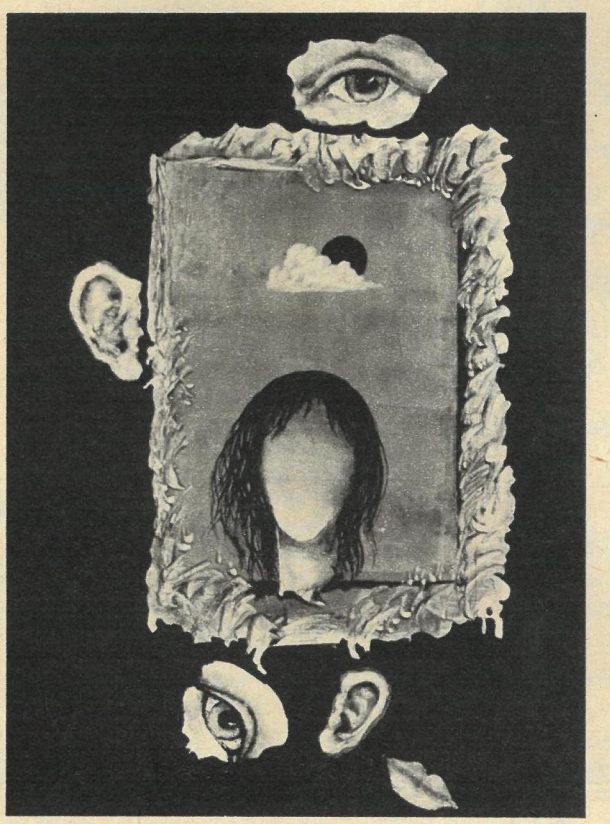
„Genug mit dem Unsinn! Wie lange sollen wir uns denn das noch mit anhören! Vielleicht stellt ihr euch lieber einmal vor, was mit dem Menschen passieren würde, wenn wir nicht wären. Wir hören alles, wir vernehmen alles. Wir sind dem Menschen Halt und Stütze. Wir hören, ob man gut über ihn spricht oder schlecht. Wenn man ihn lobt, erfreuen wir ihn, wenn man sich über ihn die Mäuler zerreißt – warnen wir ihn. Also, uns braucht der Mensch am allermeisten. Wir sind die wichtigsten."

Die Augen gaben sich nicht geschlagen:

„Die Wahrheit sehen allein die Augen. Das aber, was die Ohren vernehmen, ist immer nur die halbe Wahrheit. Die Menschen sagen doch nicht aus Dummheit: Einmal gesehen ist besser als dreimal gehört!"

Die Zunge aber konnte nun nicht mehr länger schweigen:

„He, Freunde, könnte der Mensch vielleicht leben ohne Sprache? Das Volk ist weise, denn es sagt: Eine Wunde, von einem Säbel zugefügt, verheilt wieder, eine, die durch das Wort verursacht wurde, verheilt niemals. Außerdem sagt man auch noch: Ein gutes, zärtliches Wort holt sogar eine Schlange aus ihrer Höhle. Ich schwöre es, ohne Zunge würde der Mensch nicht einen einzigen Tag überstehen. Wie sollte er seine Liebe erklären, seinen Haß ausdrücken, wenn ich nicht wäre? Also, ich bin die wichtigste, ich bin – die Fürstin."



Die Illustration zu diesem Märchen ist auf der Seite 56

Hier aber begannen die Arme zu protestieren:

„Sind wir es nicht, die allen Reichtum schaffen? Sind wir es etwa nicht, die dem Menschen Speis und Trank reichen? Ohne uns würde er nimmer überleben, wir sind die wichtigsten. Alle müssen auf uns hören."

Lange stritten nun die Arme und die Beine, endlos stritten sich auch die anderen. Nur der Kopf saß da und hörte schweigend zu. Endlich aber ergriff auch er das Wort:

„Meine Lieben, ihr habt alle sowohl recht als auch unrecht. Hier gibt es nichts, was der Mensch nicht brauchen würde. Er benötigt sowohl die Beine, die Arme, die Augen als auch die Ohren und die Zunge. Laßt uns also friedlich miteinander auskommen und begrabt den Streit. Wenn ihr aber meinen Worten keinen Glauben schenkt, so versucht, jeder für sich zu leben, und seht, was dabei herauskommt."

Der Vorschlag des Kopfes wurde angenommen. Jeder versuchte fortan, allein zu leben. Doch es wollte und wollte nicht gelingen. Jedem von ihnen erging es schlecht ohne den anderen. Da hielten sie es nicht mehr länger aus. Sie setzten sich friedlich in eine Runde und sprachen:

„Du, Kopf, bist klüger als wir alle zusammen. Du denkst an uns alle und du lenkst uns. Und da du von uns der wichtigste bist, und der Mensch dich am meisten braucht, sollst du unser Anführer sein. Dir werden wir gehorchen."

Und so endete der Streit, und alle waren zufrieden. Seitdem leben Arme, Beine, Augen, Zunge, Ohren in Eintracht und Frieden. Und ihr Oberhaupt – ist seit jener Zeit – ganz und gar unbestritten – der Kopf.

Die Abasiner (Selbstbezeichnung: Abasa) sind hauptsächlich beheimatet im zur RSFSR gehörigen Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen, Kurzbezeichnung: Karatschajo-Tscherkessien. Karatschajo-Tscherkessien liegt im Nordkaukasus, im Süden der Region Stawropol. Das Territorium ist 14 100 km² groß, das Klima ist kontinental, dem Territorium entsprechend höhendifferenziert.

Die Auswahl der Märchen und die Übersetzung aus dem Russischen besorgte Gabriele Kleiner; Redaktion: Gisela Reller.

Kommt Zeit, kommt Rat

Jeder kennt den gutgemeinten Rat, bei schwierigen Problemen die Sache erst einmal zu überschlafen, denn guter Rat kommt manchmal über Nacht. In gleicher Lage sagt man auch: Der Morgen ist klüger als der Abend – **У́тро ве́чера мудрене́е.** Der Morgengruß lautet dementsprechend auch **До́брое у́тро!** oder **С до́брым у́тром!**, wobei lezterer die Kurzfassung ist von: **Поздравля́ю тебя́ с до́брым у́тром!**, was etwa heißen sollte – Ich gratuliere dir zu einem neuen, hoffentlich guten Morgen deines Lebens. Ansonsten sind die Sprichwörter zur Morgenstunde im Russischen dünn gesät, hingegen werden Tag und Stunde oft bemüht, denn nur am hellichten Tag – **средь бе́ла дня** – wird dem Menschen der Gang der Dinge so recht bewußt. Das Geschehen in der Natur ist unaufhaltsam, ob der Mensch dies sofort wahrnimmt oder nicht: **Растёт не по дням, а по часа́м** – Es wächst nicht in Tagen, sondern in Stunden. Das gilt natürlich auch im übertragenen Sinne. Erstaunlich, was sich innerhalb eines Tages – **за́ день** – alles zutragen kann. Man weiß gar nicht, wo die Zeit bleibt; im Handumdrehen bricht die Nacht herein: **День да ночь, и су́тки прочь** – Ehe man sich's versieht, ist der Tag zu Ende. Das Wort **су́тки** bezeichnet den Zeitraum von vierundzwanzig Stunden und wird im Deutschen meist mit der Übersetzung Tag wiedergegeben, da wir kein Äquivalent dafür haben. Im Russischen werden Reisezeiten bezeichnenderweise auch in **су́тки** angegeben: **тро́е су́ток** – drei Tage und Nächte unterwegs zu sein, das ist dortzulande keine Seltenkeit. Aber wer reist bei uns schon drei „Tage" lang…

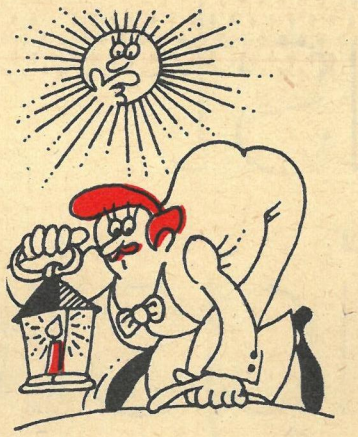
Es ist empfehlenswert, sich für schlechte Zeiten, russisch: für den schwarzen Tag, ein paar Pfennige bzw. Kopeken zurückzulegen: **бере́чь копе́йку на чёрный день.** Alles zu seiner Zeit – **Всему́ своё вре́мя** oder **Знай вре́мя и ме́сто,** wörtlich: Man berücksichtige Zeit und Ort. Auch im Russischen gilt nämlich die Regel: Erst die Arbeit, dann das Vergnügen – **Де́лу вре́мя, а поте́хе час,** das bedeutet, der Sache (dem Tagewerk) gebührt viel Zeit, der Kurzweil eine Stunde. Manch einer bevorzugt das umgekehrte Verhältnis, aber er darf sich dann nicht wundern, wenn er in Schwierigkeiten gerät und verärgert feststellen muß: **Час о́т часу не ле́гче** – Von Stunde zu Stunde wird es nicht leichter, im Sinne von: Es wird ja immer schöner. Dann kann er seinem Ideal nachjagen, soviel er will, man wird ihm entgegenhalten, daß es unerreichbar ist: Da kannst du lange suchen! Im Russischen wird das so ausgedrückt: **Днём с огнём не найдёшь** – Das (oder den) findet man nicht einmal am Tage mit einer Laterne…

Lebenskünstler haben alles im Griff, auch den Löffel zum Mittagessen, von dem das Sprichwort sagt: **Дорога́ ло́жка к обе́ду** – „Teuer ist der Löffel zur Mittagszeit, denn da wird er gebraucht. Man tut aber nicht nur gut daran, sich einen Löffel zu sichern, sondern sollte beim Umgang mit demselben auch vernünftige Zeitrelationen finden. Wer nur alle Stunde einen Teelöffel voll zu sich nimmt – **че́рез час по ча́йной ло́жке,** im übertragenen Sinne, alles nur häppchenweise und sehr langsam erledigt, der kommt nicht weit, es sei denn, er verhält sich so, weil er Zeit gewinnen, „die Zeit hinziehen" will: **тяну́ть вре́мя.** Man kennt das ja von Kindern, die durchaus nicht ins Bett wollen. Ab und zu, von Zeit zu Zeit – **вре́мя от вре́мени,** vielleicht sogar bis zu einer gewissen Zeit – **до поры́ до вре́мени** – hat man mit Gute-Nacht-Geschichten Erfolg. **Вре́мя пока́жет** – Die Zeit wird's zeigen, also: Kommt Zeit, kommt Rat.

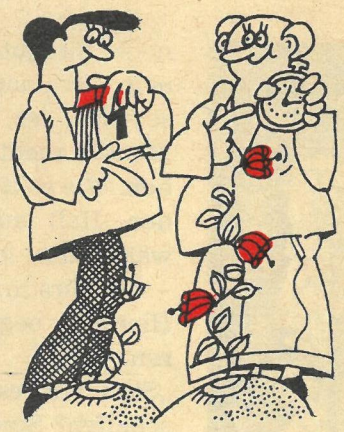
Всё хорошо́, что хорошо́ конча́ется – Ende gut, alles gut. Bei der Lösung unserer Preisfrage wünschen wir viel Spaß und hoffen, daß Sie nicht die ganze Nacht – **от зари́ до зари́** – vom Abendrot bis zum Morgenrot, oder **до бе́ла дня** – bis Tagesanbruch, daran zu sitzen haben.

В до́брый час! Gut Glück!

Hella Rymarowicz



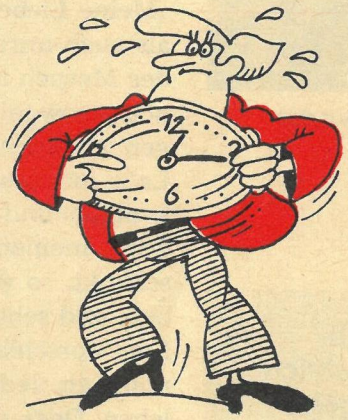
Днём с огнём не найдёшь.



Растёт не по дням, а по часам.

Russisch

in Redensarten



тянуть время

Дорога ложка к обеду.

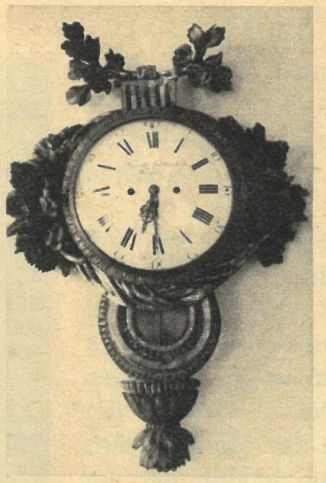
PREISFRAGE

Der Druckfehlerteufel hat unseren Sprichwörtern einen falschen Sinn gegeben. Finden Sie die Fehler, übersetzen Sie die verdruckten Wörter und stellen Sie die richtige Fassung wieder her.

1. **Делу время, а потехе чай.**
2. **Утро вчера мудренее.**
3. **Дорога лодка к обеду.**
5. **беречь копейку на чёрный тень**

Zu gewinnen sind: Einmal 100 M, einmal 75 M und dreimal 50 M. Einsendeschluß: 7. Dezember 1988. Auflösung in Heft 1/89. Ihre Postkarte senden Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056

Zeichnungen: Detlev Schüler



Chronometer von gestern

Lieben Sie Uhren? Auch wenn sie alt sind? Dann kann ich Ihnen einen Besuch im Bratislavaer Uhrenmuseum nur empfehlen. Die Ausstellung ist in einem restaurierten Rokokobau in der Judengasse unterhalb der Burg gegenüber dem St.-Martins-Dom untergebracht. Als ich das Haus betrat, über dessen Eingang ein altes Zunftzeichen der Uhrmachergilde hängt, erwartete ich ein vielstimmiges Ticken. Doch nichts davon, wohltuende Stille. Im Erdgeschoß erfuhr ich einiges über die Anfänge der Zeitmessung, deren erste Versuche es bereits vor 3500 Jahren v. u. Z. nach Sonne, Mond und Sternen gab. Die anfangs oft meterhohen Sonnenuhren wurden später durch ring- und scheibenförmige ersetzt, einige hatten sogar schon Taschenformat. Einen bedeutenden Fortschritt in der Entwicklung der Uhrmacherkunst stellt die Erfindung des Räder- und

Verdrahtet

Sehr ausführlich, der Beitrag über die Elektrifizierung der Eisenbahn („Hochspannung", FW 20/88). Zwei Fragen habe ich aber noch. Was versteht man unter „Einfachfahrleitung"? Und wie verhält es sich mit dem stahlummantelten Kupferseil – stimmt das?

Fritz Schuster, Frankfurt (Oder)

Normalerweise hängt der stromführende Fahrdraht an verspannten Seilen, in der Fachsprache Kettenwerk genannt. Eine Einfachfahrleitung ist eine selbsttragende Fahrleitung, der stromführende Fahrdraht hat keine besondere Aufhängung. Das spart viele Meter Drahtseil ein. Diese Leitung eignet sich für Gleise, auf denen nicht schneller als 80 km/h gefahren wird. Man verwendet sie hauptsächlich für die Elektrifizierung von Bahnhofs- und Rangiergleisen. Zweitens: Im Beitrag wurde etwas verwechselt. Es handelt sich nicht um stahlummanteltes Kupfer, sondern um kupferummantelten Stahl! Das bedeutet, daß jeder einzelne Draht des Seils einen Stahlkern hat, der mit Kupfer ummantelt ist. Damit ist der Korrosionsschutz gewährleistet und das Edelmetall Kupfer wird sparsam eingesetzt.

Heinz Wagner, Ministerium für Verkehrswesen

Einzigartige Kraft

Der Artikel „Zum Steinerweichen" (FW 20/88) trug wie viele andere zu meiner Wissensbereicherung bei. Das Beispiel, wie die Wartung der Kraftfahrzeuge vereinfacht werden kann, hat es mir besonders angetan. Aber als wichtiger sehe ich die Nutzung der Sonne als Energiequelle an.

Hilde Resch, Dresden

FW-Postbotin ehrenhalber

Da rief neulich Frau Lungwitz aus Berlin an und bat um Ersatz für eine verlo-

Schlagwerkes dar. Dutzende solcher Uhren befinden sich auf Sockeln und an den Wänden. Der harmonische Gesamteindruck des Museums wird durch Wandverkleidungen, Möbelstücke, Glaserzeugnisse und Schmuck noch verstärkt. In der nächsten Etage sind pompöse Uhren des Adels, Tisch-, Wand-, Kamin- und Hochzeitsuhren ausgestellt. Jede für sich ein kleines Kunstwerk. Im zweiten Stockwerk befinden sich Empire- und Biedermeieruhren sowie Bilduhren mit Genremalerei. Das Prunkstück hat einen beweglichen Mechanismus mit den Ansichten von vier Donaustädten. Die Ausstellung vermittelt also auch ein Stückchen Zeitgeschichte. Sollte Sie die Besichtigung etwas ermüdet haben, das Café „Zur goldenen Sonne" liegt ganz in der Nähe.

Sonja Drechsler, Frankenberg

Auf Reisen nebenbei entdeckt – wer hat noch Sehenswertes in Freundesländern zu empfehlen?

rengegangene FREIE WELT. Das Exemplar 20/88 kam ihr während einer Bulgarienreise abhanden, genauer: in Koprivschtiza. FREIE WELT hatte in besagter Ausgabe dieses Museumsstädtchen und seine Briefträgerin vorgestellt („Die Post ist da!"). Frau Lungwitz ging damit auf die Koprivschtizaer Post und – als hätte jemand mit dem Posthorn zum Sammeln geblasen, eilten die Postler herbei, staunten und freuten sich über die unverhoffte Begegnung mit sich selber. Natürlich wurde unsere Leserin ihre Zeitung los! – Und selbstverständlich erhielt unsere Postbotin ehrenhalber inzwischen ein anderes Exemplar.

Umsorgte Greife

Glückwunsch den Pflegern im Berliner Tierpark zum doppelten Zuchterfolg bei Bartgeiern (FW 22/88). Viel Ausdauer und Liebe müssen dazu gehören, solchen Nestling „aufzupäppeln".

Heidelore Starke, Potsdam

Tatsächlich, Dienst am Zootier ist eine Beschäftigung rund um die Uhr. Viele Wochen im Jahr hat unser Autor Dr. Minnemann ein oder mehrere Greifvogelkinder bei sich im Hause untergebracht. Noch heute kann er sich darüber ärgern, daß er einmal, am Weihnachtsabend, den zusätzlichen Kontrollgang zu einem Gehege unterließ, und ein Verlust entstand. Willkommene Hilfe bei der Aufzucht bietet heute die Technik. So wird am Horst mancher Brutpaare eine Telekamera installiert; der Betreuer kann am Bildschirm erkennen, ob alle Jungvögel ausreichend versorgt werden.

Hans Frosch

4, 5, 6 – Klasse!

„Olympisches Dakapo" (FW 21/88): Neben den Besten bewundere ich ebenso die übrigen. Geht es doch im Kampf um die Medaillen oft nur um Sekunden!

Armin Schmiedel, Gera

Wurzel-Wunder

Wüstenforschung – ein fesselndes Thema („Wasser: Gift für die Wüste?", FW 19/88). Während einer Reise nahm ich an einem Ausflug in die Wüste Karakum teil und sah dort Saksaulsträucher. Das sollen die ältesten Pflanzen Turkmeniens sein?

Gerhard Bober, Jena

Professor Agashan Babajew, der Direktor des Wüstenforschungsinstituts in Aschchabad, bestätigte das. Er erklärte uns, daß die Wurzeln dieser Pflanze bis 30 Meter tief in die Erde hineinreichen, um dort die notwendige Feuchtigkeit aufzusaugen. Es gibt einen hellen und einen dunklen Saksaul. Der dunkle wird auch Salzsaksaul genannt, weil sich dort, wo er wächst, Salzwasser befindet. Sein Holz ist so schwer wie Eisen und gibt beim Verbrennen mehr Wärme ab als Braunkohle. Weil Saksaul verbrennt, ohne Asche zu hinterlassen, verwendet die turkmenische Bevölkerung das Holz gern zum Braten ihres berühmten Schaschlyks. Professor Babajew bedauerte, daß seine Landsleute oft weit in die Wüste hineinfahren und den Strauch abholzen. Damit tragen sie leider zur weiteren Verwüstung bei.

Sonnhild Kutschmar

Auf dem Foto ein Saksaulstrauch, den unser Leser Ewald Praceus, Berlin, in der Wüste Gobi aufnahm.

Redaktion: Ingrid Buchholz/Helga Bengtson; Fotos: Detlef Christel (2), Zimmer ZBDR, privat.

Sie fragen wir antworten

Telefon des Vertrauens

Ihr Beitrag „Der Draht zurück ins Leben" über das Moskauer Telefon des Vertrauens (FW 18/88) ging mir nahe. Ich war einmal in einer Lage, die mir ausweglos erschien. Doch ich hatte Menschen, denen ich mich anvertrauen konnte. Viele aber fühlen sich allein mit ihren Ängsten und Nöten. In Berlin gibt es diese Einrichtung auch. Wie bewährt sie sich?

E. B., Berlin

Den Telefondienst des Vertrauens gibt es seit einigen Monaten in Berlin und Magdeburg, in Leipzig bereits seit einigen Jahren. Die Rufnummern lauten: Berlin 4 37 70 02; Leipzig 5 10 00 und 5 11 00; Magdeburg 3 38 78. Es ist vorgesehen, daß dieser Dienst möglichst bis 1990 in jeder Bezirksstadt zur Verfügung steht. Die Leiterin der Berliner Beratungsstelle, eine Ärztin mit langjähriger Praxis im psychischen Bereich, schilderte uns ihre Erfahrungen. Sechs hauptamtliche und 50 nebenberufliche Kräfte teilen sich von 12 bis 24 Uhr den Dienst. Es sind Mitarbeiter aus dem Gesundheits- und Sozialwesen sowie Psychologen und Ärzte. Täglich kommen 20 bis 40 Anrufe. Die Gespräche, die häufig lange dauern, erfordern Geduld, die Fähigkeit zum Zuhören, Beharrlichkeit und großes Einfühlungsvermögen. Wer verzweifelt ist, dem fällt es schwer, sich auszudrücken, seine Not offen darzulegen. Hierbei hilft die Anonymität, die in jedem Fall gewahrt bleibt, es sei denn, der Ratsuchende hebt sie selbst auf. Als ungeschriebenes Gesetz gilt auch, daß immer der Anrufer das Gespräch beendet. An erster Stelle der Probleme stehen gestörte Partnerbeziehungen. Vielfach wird nach außen hin Harmonie vorgetäuscht; vor Eltern, Kindern, Freunden, Kollegen möchte man das Scheitern nicht eingestehen – aus Scham, aus Trotz … Das bringt neben dem eigentlichen Konflikt weitere Widersprüche, die sich zu einer Krise entwickeln können. An zweiter Stelle steht die Alkoholabhängigkeit. Die meisten Betroffenen können nur schwer akzeptieren, daß man sich nicht ohne Behandlung davon befreien kann – solche Gespräche erfordern viel Überzeugungskraft, nicht immer gelingt es. Trauer und Einsamkeit, unheilbare Krankheiten führen ebenfalls zu kritischen Situationen. 15 bis 25 Prozent der Ratsuchenden sind Jugendliche. Bei ihnen geht es um die Schwierigkeiten der Partnerwahl, um Konflikte mit den Eltern, um sexuelle Fragen, auch um allgemeine Verunsicherungen. Vielen Menschen konnte schon geholfen werden, manchmal durch die ausführliche Fortsetzung der Gespräche in der Krisensprechstunde. Auch dort wird Anonymität gewahrt, wenn dieser Wunsch besteht. Oder durch die Kombination von Beratung und Vermittlung in eine gezielte Behandlung. Zu medizinischen Einrichtungen bestehen enge Kontakte. In jedem Gespräch wird darauf geachtet, dem Ratsuchenden nicht die eigene Aktivität zu nehmen, sondern aktive Selbsthilfe zu motivieren. Oft ist der Griff zum Telefon des Vertrauens, der Entschluß, über sein Problem zu sprechen, der erste Schritt auf diesem Weg.

Ingrid Buchholz

Wer schreibt uns?

Unser unlängst gegründeter Klub der internationalen Freundschaft sucht aktive Briefpartner, um mehr über das Leben in der DDR zu erfahren. Wir leben auf Tschukotka in einer rauhen, kalten Gegend. Unsere Mitglieder kommen aus vierten bis sechsten Klassen und möchten gern in russischer oder englischer Sprache korrespondieren. UdSSR, Magadanskoi obl., Beringowskowo r-na, 686 752 p. Nagorny, Srednaja Schkola, KID „Mir".

Preisfrage

Heft 24/88 – – –✂

Wo entstand das Drama „Beaumarchais" und welcher deutsche Schriftsteller schrieb es?

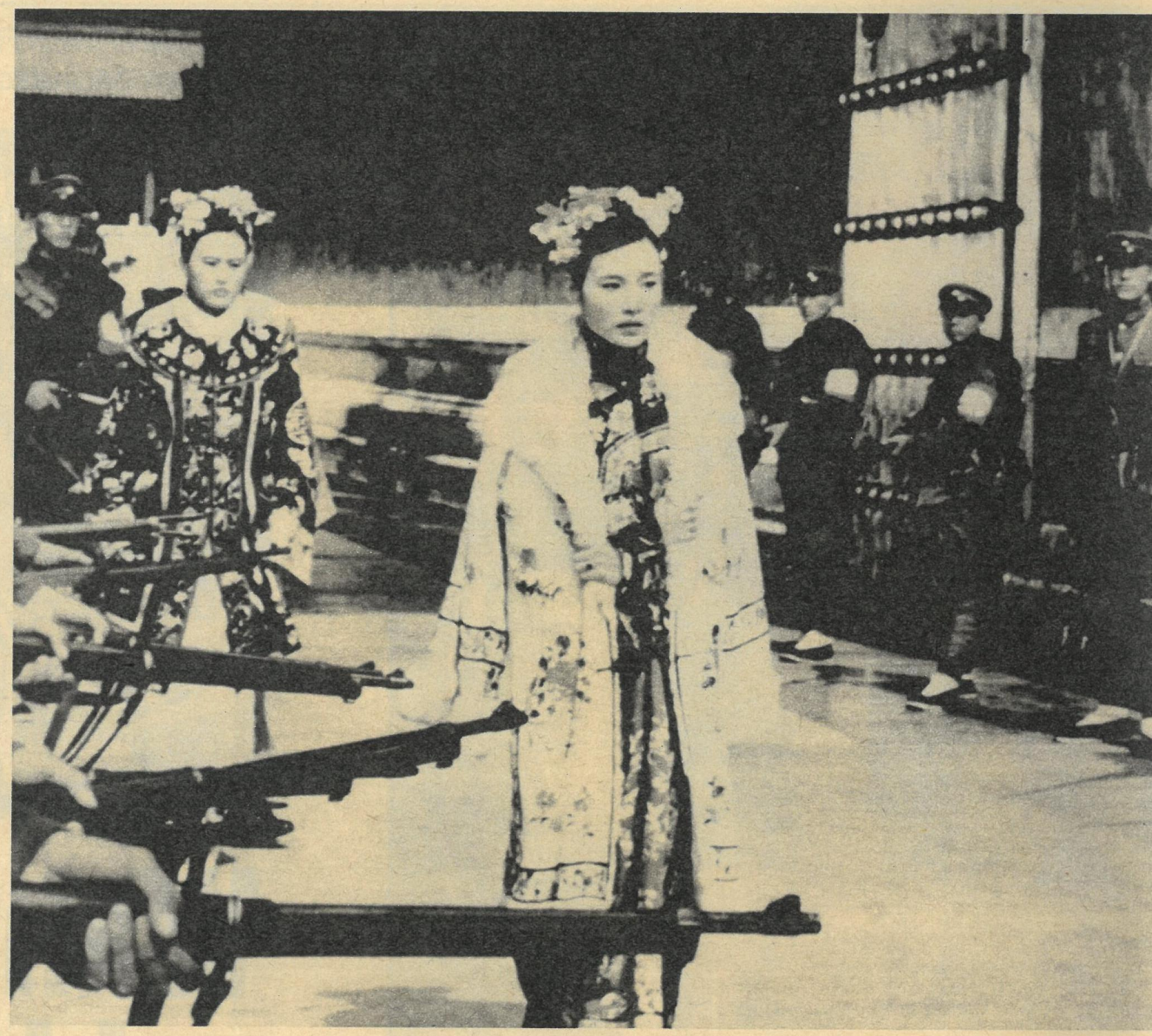
Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 1/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 7. Dezember 1988. Auflösung von Heft 21/88: Im April 1981. Wir gratulieren Bernd Hild, Erfurt.

Bernardo Bertoluccis Film „Der letzte Kaiser“, gedreht an Originalschauplätzen in China

Wahn im goldenen Käfig

Man hebt einen Zweieinhalbjährigen auf den Drachenthron der Tjing-Dynastie. „Ich bin gar nicht gern hier! Ich will nach Hause!“ ist für Jahrzehnte das letzte Wort eigenen Willens des Aisin-Gioro Pu Yi (oben: 1961 in Peking fotografiert von FW-Mitarbeiterin Eva Siao). Tausende Hofleute, Mönche, Eunuchen beugen sich vor dem Kind im Kotau. Die atemberaubende Geschichte des letzten Kaisers der Chinesen ist eine der außergewöhnlichsten dieses Jahrhunderts. Sie endet 1967 mit dem Tod des einfachen Bürgers der Volksrepublik. Die Autobiographie „eines Mannes, der Gott war und Mensch wurde“, regte Bernardo Bertolucci zu einem großartigen Film an.

Wahn im goldenen Käfig



Allmächtig wähnte er sich, ohnmächtig war er, von fremden Interessen, Intrigen, Machtkämpfen gelenkt und beherrscht. Das Kind Pu Yi kann Eunuchen Dreck fressen und totquälen lassen, der Mann kann nicht allein sein Hemd knöpfen, seine Füße waschen, sein Bett richten. Die himmlische Majestät, Herr der zehntausend Jahre, dankt zum erstenmal mit sechs Jahren ab, 1912, da die Republik ausgerufen und Sun Jat-sen zum Provisorischen Präsidenten gewählt wird. All sein Sinnen und Trachten wird nun fast ein Leben lang darauf gerichtet sein, seine Herrschaft wiederzuerrichten. Er ist gefangen in goldenen Käfigen, darf seine Paläste nicht verlassen, weiß von der Außenwelt nur, was seine engste Umgebung ihn wissen lassen will. Wer ihn glauben machen kann, der Erfüllung seines Traums nützlich zu sein, wird sein Berater und Verbündeter. Er ist mit politischer Arroganz und Illusion der Spielball handfester imperialistischer Politik von Landsleuten und des Auslands. Noch einmal sitzt Pu Yi als Jüngling für einige Tage auf dem Thron in der Verbotenen Stadt; im zweiten Weltkrieg dann kollaboriert er als Marionettenkaiser von Mandschuguo mit den Japanern, die die Mandschurei besetzt halten. Er entfaltet unermeßliche Verschwendungssucht in östlicher und westlicher Lebensart und wird von seinem Hofstaat schamlos ausgeplündert, wie er selbst das Volk ausplündert, von dem er nichts weiß. In Aberglauben und neurotischen Ängsten ist er befangen, mit der Kaiserin und drei Nebenfrauen weiß er ebensowenig menschlich umzugehen wie mit den anderen Mitgliedern der Familie. Das einzige Wesen, von dem er Wärme empfängt und das er doch schnell vergißt, ist die Amme Momo. Acht Jahre lang nährt sie den Kind-Kaiser mit ihrer Milch, erst als sie aus dem Palast entfernt wird, erfährt sie, daß die eigene Tochter längst verhungert ist.

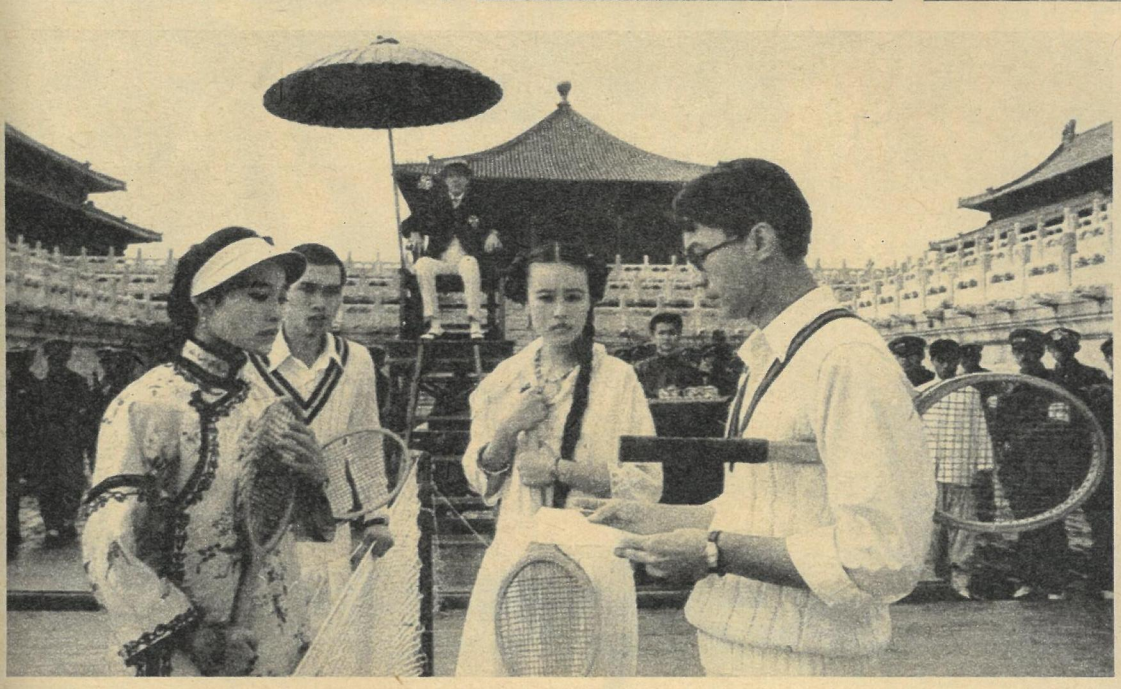
Wie ein Mensch wirklich lebt, wie Chinesen wirklich leben, lernt Pu Yi spät: Fünf Jahre lang als Kriegsverbrecher Gefangener in der Sowjetunion, wird er 1950 an die Volksrepublik China ausgeliefert. Der Häftling Nummer 981 erfährt eine langwierige, strenge, geduldige Umerziehung, aus der er, 1959 begnadigt vom Zentralkomitee der Kommunistischen Partei, dem Vorsitzenden Mao Tse-tung und dem Obersten Volksgerichtshof der Volksrepublik China, als ein anderer hervorgeht. Er lernt nicht nur, einen Knopf anzunähen und zu Fuß zu gehen, er lernt, als Mensch mit Menschen in einer neuen Gesellschaft zu leben. Wie er sie jetzt achtet, achten sie ihn und seine Arbeit als Gärtner im Botanischen Garten der Akademie der Wissenschaften und als Historiker.

„Das ganz Private sehen und mit dem Geschichtlichen verbinden, so mache ich meine Filme“ , sagte der italienische Regisseur Bernardo Bertolucci – bei uns bekannt auch durch „1900“ – als er seinen Film „Der letzte Kaiser“ im Sommer in Karlovy Vary vorstellte. „Es war

Auch in der Wanne bedient: Der kleine wie der erwachsene Kaiser war zu alltäglichsten Handgriffen allein nicht fähig (oben).

Süchtig nach Luxus: Garderobe nach Vorbild des Nobeljournals „Esquire“ (rechts) und teuerstes Parfum aus London für Pu Yi und Hauptfrau Wan Jung (Joan Chen).

Ins Exil: Gefolgt von seinen beiden Frauen, setzt der siebzehnjährige abgedankte Kaiser Pu Yi (John Lone) zum erstenmal einen Fuß auf den Boden außerhalb der Mauern der Verbotenen Stadt. Die Republik weist ihn aus den Palästen (links).
In Kaisers Nähe täglich umgeben von dreitausend Eunuchen: Der Schotte Reginald Johnston (Peter O'Toole) lehrte den jungen Pu Yi die englische Sprache und ausgesuchte westliche Lebensart (unten).



mein Plan und Ehrgeiz, der Geschichte historisch genau zu folgen. Und doch darf sich auch der Filmkünstler die Freiheit nehmen, wie der Schriftsteller Eigenes zu erfinden." Erfunden für den Film sind Pu Yis Selbstmordversuch bei seiner Auslieferung an China und eine Szene am Ende, als er zum erstenmal im Leben selbständig, mutig und menschlich einer inneren Regung folgt.

„Mein größtes Problem für Wahrhaftigkeit war das Geheimnis Chinas. Je länger ich es zu ergründen suchte, desto tiefer wurde es. Aber ich habe westliche Vorurteile verloren." Bertolucci drehte mit zwanzigtausend Schauspielern und Komparsen an Originalschauplätzen, erstmals erteilten die chinesischen Behörden auch die Erlaubnis, in der Verbotenen Stadt, dem Kaisersitz mit seinen Palästen, zu filmen. Die Darsteller des Pu Yi in verschiedenen Lebensaltern holte Bertolucci aus den USA, Amerikaner chinesischer Abstammung. Am Vierzig-Millionen-Dollar-Aufwand wollte sich in Hollywood niemand beteiligen. „Im kapitalistischen Filmgeschäft zählt nur, was von vornherein gewinnträchtig erscheint." Inzwischen füllt „Der letzte Kaiser", entstanden in italienisch-englisch-chinesischer Koproduktion, bestens empfohlen durch neun Oscars, die Kinos in aller Welt. Demnächst auch die hierzulande.

Constanze Treuber

Fotos: Progress, Eva Siao, FW-Archiv

Ultimatum: Beim Tennis erreicht Pu Yi der Befehl, die Verbotene Stadt binnen weniger Stunden zu verlassen (links oben). Erst wenige Jahre vor seinem Tod kehrt der Ex-Kaiser zu einer Besichtigung zurück.
Kein Filmfoto: Der wirkliche Pu Yi als Häftling 981 im chinesischen Gefängnis (oben). Er lernt, sich selbst und seine Wäsche zu waschen, die Kleidung in Ordnung zu halten, liest kommunistische Schriften, denkt über seine Vergangenheit und menschliche Werte nach. Geläutert wird er in ein normales Leben entlassen.

Einfache Rechnung

Das, was die Belorussin Marina Lobatsch mit einer Handvoll anderer Auserlesener aus dem Effeff beherrscht und sich jedesmal mit einem Ehrensalut von der Zuschauertribüne absegnen läßt, ist Sport und Kunst in einem, zuallererst aber schwierig. Nur die Arithmetik ihres olympischen Sieges von Sòul ist etwas für Schulanfänger.

Alles Zehnen, acht im ganzen, vier am ersten, vier am zweiten Tag, in der Addition zweimal 40. Und da die erste 40 aus Reglementsgründen halbiert werden muß, kommt am Ende die Zahl 60 heraus. Mit ihr hat Marina gewonnen. Im Jubel darüber war ein Stoßseufzer zu hören. Es sei doch ein bißchen schade, daß sie nun nie mehr nach noch Höherem streben könne: „Mit lauter Höchstnoten zum Olympiasieg, das ist die letzte Sprosse der Leiter."

4 × 10 = 40
: 2 = 20
zum ersten,
4 × 10 = 40
zum zweiten,
summa
summarum
20 + 40 = 60

Wie sich so etwas anschaut, ist schon tausendmal beschrieben worden. Was dahintersteckt, hat die einst als Phrygina in „Spartacus" über die Turnmatte schwebende Irina Derjugina-Blochina schon anderswo in einem einzigen Satz gesagt: „Das angeblich ‚Außerirdische' an uns, immer so täuschend Leichte, wenn wir scheinbar schwerelos über die Matte tanzen und dabei mit allen möglichen Handgeräten zirzensische Spielchen treiben, ist ein Produkt unwahrscheinlich harter Arbeit, eines strengen Regimes in den schönsten Jahren des Lebens und großer Selbsteinschränkung."

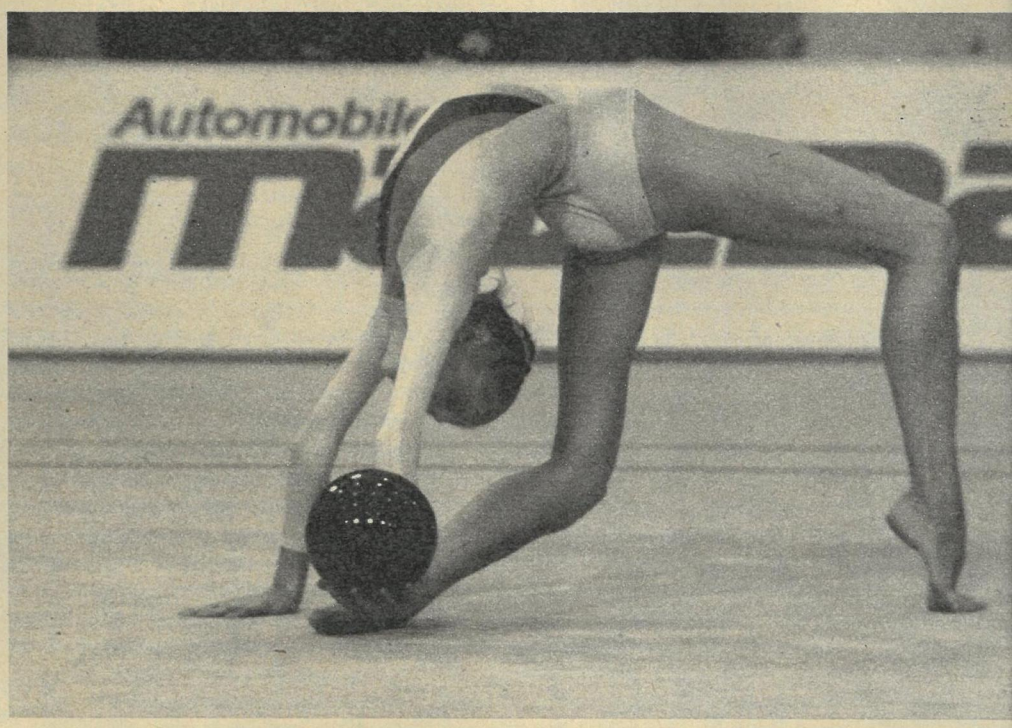
Daß alles eben gar nicht so einfach ist, was da so einfach aussieht, macht die achtzehnjährige Marina nachdenklich: „Ein solcher Sieg wie der in Sòul ist ungeeignet, jetzt zu sagen, das wars. Zwei, drei Jahre noch, aber bis zu den nächsten Spielen werde ich es wohl nicht mehr schaffen. Jeden Tag nach einem so strengen Regime zu leben, ist genauso schwierig wie das, was wir mit Keulen und Reifen und Ball, mit Band und Seil zu bieten haben. Wer weiß, ob ich nicht eines Tages auch schon zu alt bin für diesen Sport. Adriana Dunawska und Alexandra Timoschenko sind längst keine Elevinnen mehr. Schon Europameisterinnen in diesem Jahr, haben sie in Sòul die anderen Medaillen gewonnen – und das, obwohl die sechzehnjährige Schura aus Kiew am ersten Tag vor lauter Aufregung eine Keule fallen ließ..."

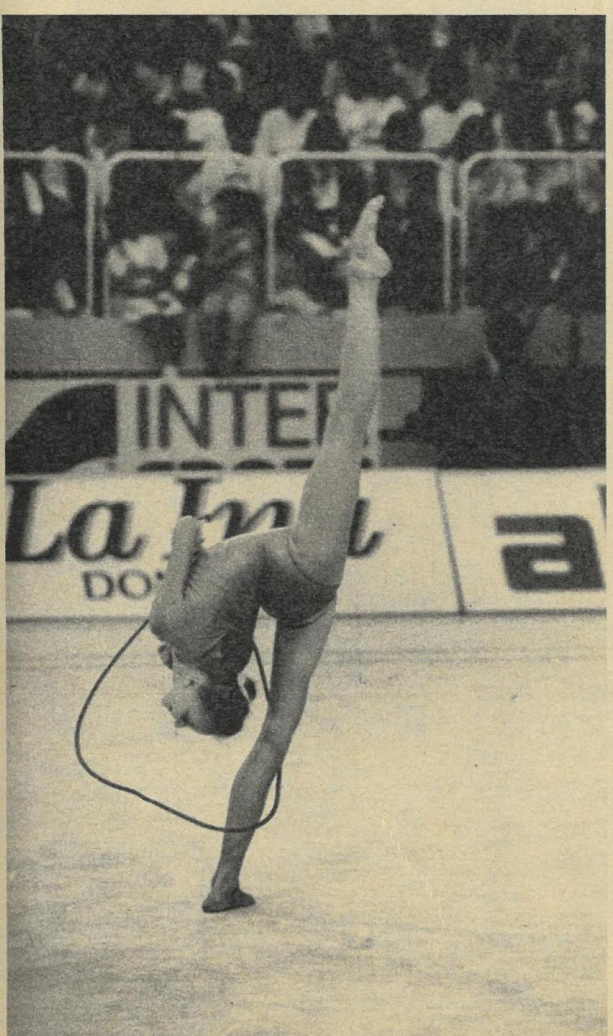
Marina Lobatsch ist eine romantische Seele und hält sich für einen sehr empfindsamen Menschen. Sie und ihre Trainerin haben sich gesucht und gefunden. „Ohne Phantasie und ohne Emotion ist Rhythmische Sportgymnastik nicht möglich", sagt Galina Krylenko. „Manchmal ist es in unserem Sport besser, ein Gerät zu verlieren als den Gefühlen keinen freien Lauf mehr zu lassen."

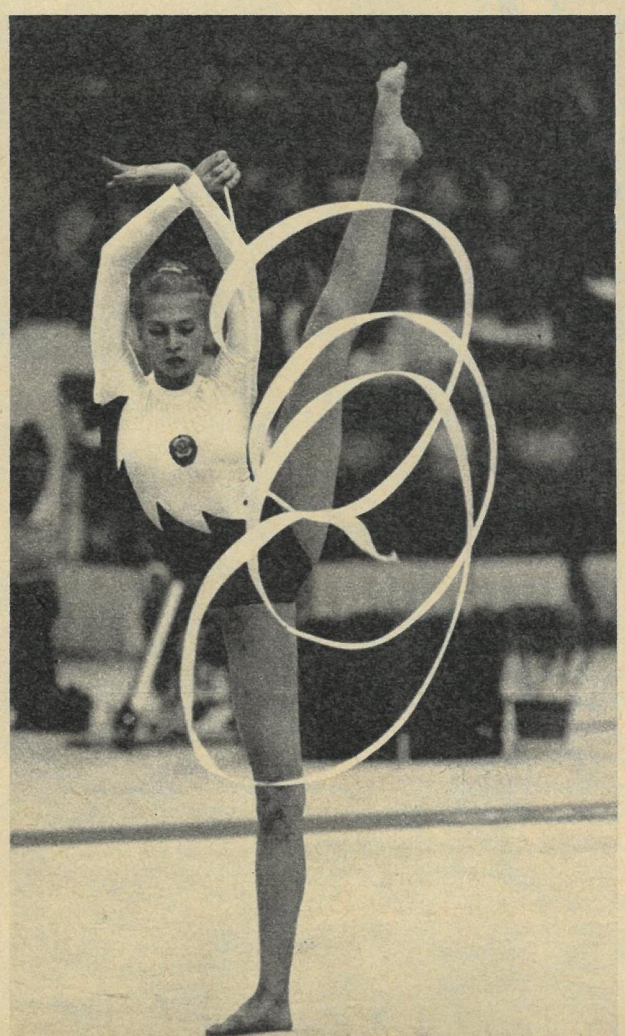
Vor allem die Natur gibt Marina alles, was sie braucht. „Jeden Tag zieht's mich nach Hause, nach Smolowitschi, nur 30 Kilometer von Minsk entfernt. Dort gibt es zwar keine Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, aber die großen Wälder ringsum! Mit Pilzen und Beeren im Überfluß – die ich noch sammle, wenn schon längst Herbst ist. Und ganz in der Stille wird es mir leicht ums Herz..."

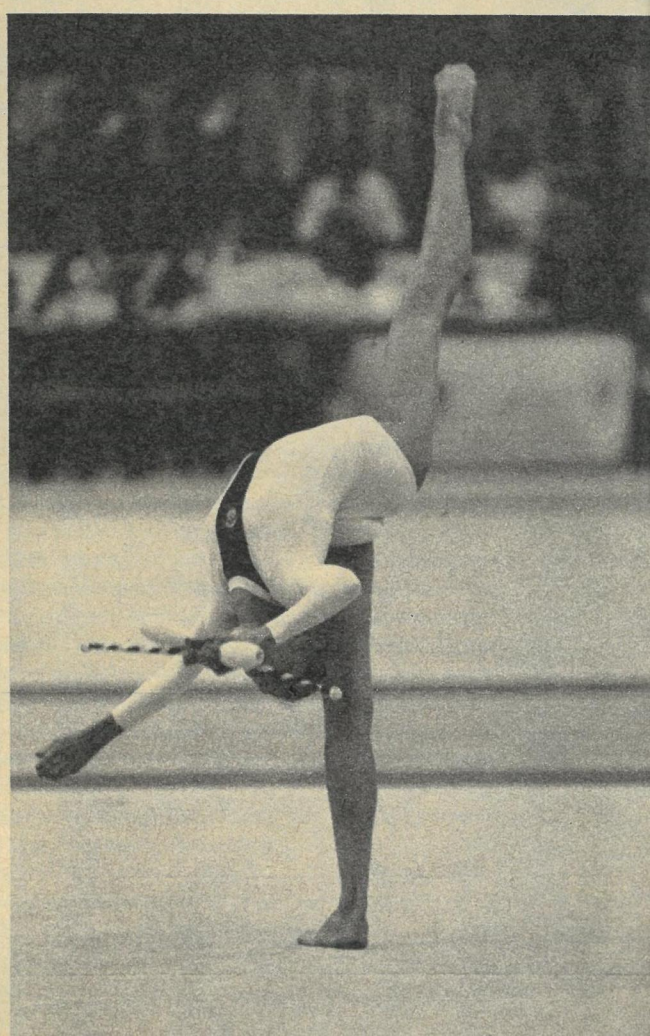
So schön es wäre, den lieben langen Tag zuzuschauen, wohin am Himmel die Wolken wandern: Jetzt ist schon wieder alles so wie immer. Studium für den Wunschberuf Trainer, Training für die Weltmeisterschaft nächstes Jahr. Neues muß her, neue Musiken und neue Tänze. „Und ich sag's euch: Der späte Abend oder auch die Nacht sind die besten Zeiten für neue Ideen. Nachts trainieren ist interessanter als morgens um acht. Man kann sich stärker konzentrieren und besser nachdenken. Nachdenken über Rhythmische Sportgymnastik ist nämlich wichtig, wenn du tiefe Gefühle vermitteln willst. Das haben schon berühmtere Leute gesagt als ich..."

Hans Richard Vollbrecht (Text), Karl-Heinz Stana (Fotos)









Braucht unser Planet eine neue Brille?

Dünn und durchlässig ist die Ozonschicht hoch am Himmel. Wie eine Sonnenbrille filtert sie die schädlichen ultravioletten Sonnenstrahlen und schützt so zuverlässig das Leben auf der Erde. Doch es gibt Probleme, denn diese insgesamt nur wenige Millimeter starke Gasschicht ist über dem Südpol durchlässig geworden. Das „Ozonloch" vergrößert sich. Inzwischen beschäftigt Wissenschaftler aus aller Welt, wieso es dazu kommt und was man dagegen tun kann. FREIE WELT sprach mit Dr. Uwe Feister vom Meteorologischen Hauptobservatorium Potsdam des Meteorologischen Dienstes der DDR.

Das „Ozonloch" erregt die Gemüter von Wissenschaftlern ebenso wie die der Öffentlichkeit. Worum geht es?

Was so lax als „Ozonloch" bezeichnet wird, ist eigentlich kein Loch, sondern ein Minimum des Ozongehalts in der Atmosphäre über einer bestimmten Region – dem Südpolargebiet. Es tritt zwischen September und Anfang November, also zum Ende des antarktischen Winters auf. Danach ist es wieder verschwunden. Das allein wäre nicht problematisch, wenn sich das Minimum – oder „Loch" meinetwegen – nicht vertiefen würde. Britische Wissenschaftler hatten 1985 aus der Analyse bodengebundener Ozonmessungen in der Antarktisstation Halley Bay festgestellt, daß seit Mitte der 70er Jahre der Ozongehalt im September/Oktober über dem Südpol immer weiter abgenommen hat. 1987 wurden nur noch etwa 50 Prozent der vorher normalen Werte erreicht. Dieses sogenannte Ozonloch erreichte – wie Satellitenmessungen zeigen – inzwischen eine Ausdehnung, die etwa die Fläche der gesamten Antarktis, also mehrere tausend Kilometer im Durchmesser, einnimmt.

Wieso konnte dieses Phänomen die Wissenschaftler so plötzlich überraschen?

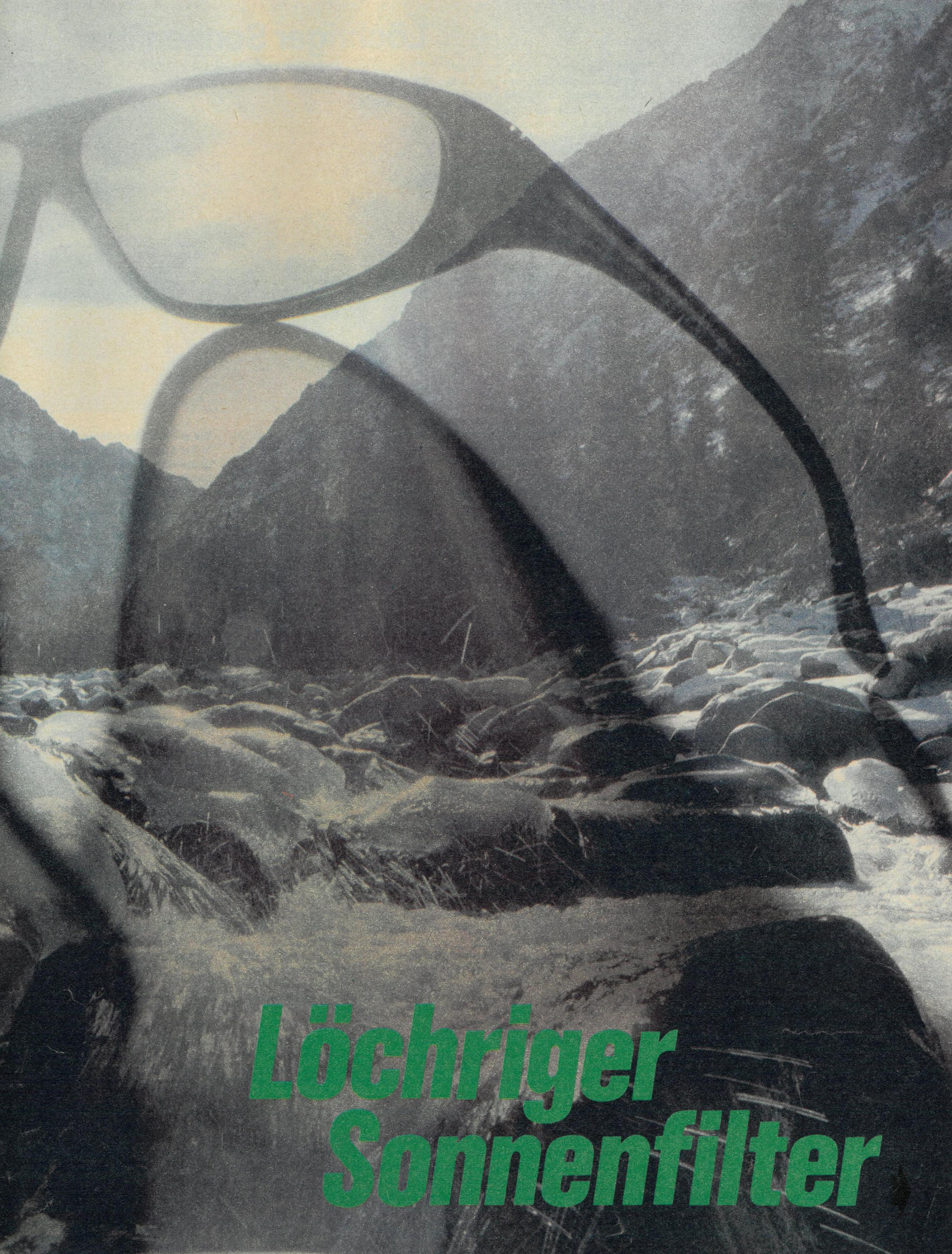
Die britischen Forscher zweifelten zunächst selbst an der Richtigkeit ihrer Meßdaten. Schließlich kamen sie aber zu dem Schluß, daß die Ergebnisse keine Meßfehler sind. Sie müssen wissen, daß die extrem niedrigen Ozonwerte, die sich beim Auswerten der Satellitenmessungen ergaben, ja anfänglich sogar von der automatischen Fehlerkontrolle im Computer selbst eliminiert worden waren. Erst eine erneute Durchsicht der Messungen zeigte das Ozonminimum.

Ich glaube, die Ozonabnahme über Antarktika konnte die Wissenschaftler deshalb überraschen, weil sie die chemischen Prozesse, die dort unter speziellen meteorologischen Bedingungen ablaufen, noch nicht genügend verstanden.

Wie erklären denn die Meteorologen den gestörten Ozonhaushalt?

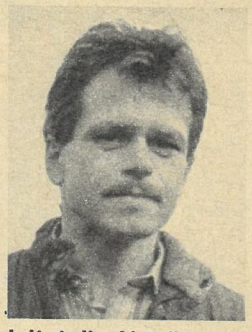
Es gibt inzwischen eine Reihe von Hypothesen. Sie suchen in zwei Richtungen. Die erste Gruppe erklärt das Ozonminimum mit natürlichen Ursachen, beispielsweise dem Einfluß der Sonnenaktivität. Die Sonnenstrahlung schwankt ja in Zyklen von mehreren Jahren, nämlich von zweiundzwanzig Jahren, von elf Jahren und von fünfeinhalb Jahren. Dabei hat die elfjährige Variation den stärksten Einfluß auf die Verhältnisse in der Atmosphäre. In diesem Zyklus können verstärkt Stickoxide in der oberen Atmosphäre gebildet werden, die dann, in die mittleren Etagen der Atmosphäre transportiert, durch chemische Prozesse das Ozon zerstören. Diese Stickoxide wirken wie Katalysatoren. Sie vernichten das Ozon, ohne selbst verbraucht zu werden. Diese Hypothese erklärt nach Meinung einiger Fachkollegen, dazu gehört der sowjetische Wissenschaftler Dr. J. Borissenkow, der Direktor des Geophysikalischen Hauptobservatoriums des Hydrometeorologischen Dienstes der UdSSR, teilweise das Ozonminimum. Er hält diese Hypothese für möglich, weil wir uns gegenwärtig in einer solchen „stickoxidaktiven" Sonnenphase befinden. Als weitere natürliche Ursachen für den gestörten Ozonhaushalt werden der Meteoriteneinfall oder die erhöhte vulkanische Aktivität Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre genannt.

Viele Experten meinen allerdings, daß vor allem anthropogene Ursachen für die Abnahme des Ozongehalts verantwortlich sind. Durch die Tätigkeit des Menschen gelangen große Mengen von Fluorchlorkohlenwasserstoffen, FCKW genannt, in die Atmosphäre. Sie stammen zum Beispiel aus Treibgas in Spraydosen, aus Kühlmitteln in Kühlanla-



Löchriger Sonnenfilter

Löchriger Sonnenfilter



Dr. Uwe Feister leitet die Abteilung Ozon am Meteorologischen Hauptobservatorium Potsdam.

gen, aus Kühlmitteln in Kühlanlagen, aus Treibmitteln bei der Kunststoffverschäumung, aus Textilreinigungsmitteln und Reinigungsmitteln in der Elektronikindustrie. Diese Gase bleiben zehn bis hundert Jahre in der Atmosphäre. Dort in dreißig bis fünfzig Kilometer Höhe wird aus den FCKW durch die ultraviolette Sonnenstrahlung Chlor abgespalten, das dann letztlich das Ozon zerstören kann. Wegen der langen Verweildauer der Gase dort oben macht sich ein veränderter Ausstoß erst Jahre später bemerkbar. Auf dem Internationalen Ozonsymposium in Göttingen, an dem ich vor kurzem teilnahm, waren sich viele Wissenschaftler darüber einig, daß die FCKW wahrscheinlich eine Ursache des beobachteten Ozonminimums in der Antarktis sind. Die chlorhaltigen Gase entwickeln ihre verderbliche Tätigkeit allerdings erst unter den dort herrschenden meteorologischen Bedingungen, also bei sehr niedrigen Temperaturen und einer geschlossenen Luftzirkulation um den Pol herum.

Inzwischen soll aber auch die Ozonschicht über dem Nordpol durchlässiger geworden sein?

Es wurden tatsächlich Ozonminima über hohen Breiten der Nordhalbkugel in Satellitenmessungen entdeckt. Sie sind aber von geringer Ausdehnung und nicht so ausgeprägt wie das südpolare Ozonminimum. Eine so drastische Ozonabnahme wie über Antarktika ist auf der Nordhalbkugel unwahrscheinlich. Denn hier laufen andere meteorologische Prozesse ab. Zum Ende des Winters ist die polumlaufende Zirkulation häufiger durch den Transport ozonreicher wärmerer Luft aus niedrigen Breiten gestört. Durch die unterschiedliche Land-Meer-Verteilung zwischen Süd- und Nordhalbkugel sind hier die Zirkulationsprozesse anders. Auch ist die polare Atmosphäre auf unserer Halbkugel im Winter um etwa 20 Grad (Mittelwert) wärmer. Deshalb können die geschilderten chemischen Prozesse nicht in dieser Weise vor sich gehen.

Müssen wir weltweit Gefahren für unser Leben und das unserer Kinder und Kindeskinder befürchten?

Ich denke, daß es ebenso falsch ist, die Menschen mit Halbwahrheiten und als „Tatsachen" getarnten Vermutungen zu beunruhigen, wie bestehende Probleme zu verharmlosen. Die Wissenschaft hat sich dem Ozonminimum zugewandt, weil die Fachleute besorgt sind über mögliche langfristige Konsequenzen für die Umwelt des Menschen, wenn Sie so wollen, für Kinder und Kindeskinder. Die Prozesse, die in der Atmosphäre ablaufen, brauchen, wie gesagt, Jahre, ehe sie sich auswirken. Diese Zeit gilt es zu nutzen, um rechtzeitig Maßnahmen zu treffen. Aber die Schwierigkeit besteht einfach darin, daß die Vorhersagen über die mögliche Beeinflussung des Ozonhaushalts noch mit großen Unsicherheiten behaftet sind, die Maßnahmen hingegen bald getroffen werden müssen. Modellrechnungen sagen voraus, daß bei weiterem Ausstoß bestimmter chlorhaltiger Gase, der FCKW, auf lange Sicht mit einer globalen Ozonabnahme um wenige Prozent zu rechnen ist. Das wiederum hängt natürlich von der Menge des Ausstoßes ab. Bei einer zunehmenden Emission wäre die Folge: Mehr biologisch wirksame ultraviolette Sonnenstrahlung würde den Erdboden erreichen. Es könnte mehr Hautkrebs beim Menschen entstehen. Rechnungen besagen, daß bei einem Prozent weniger Ozon etwa zwei Prozent mehr biologisch wirksame ultraviolette Strahlung am Erdboden ankommen würden. Wieviel Prozent mehr Hautkrebs? Das ist schon sehr unsicher. Ebenso könnten Augenschäden wie Hornhaut- und Bindehautentzündungen bei Menschen und Tieren auftreten. Es sind nachteilige Konsequenzen auch für die Pflanzenwelt denkbar, weil ultraviolette Strahlung die Photosynthese, die Lichtatmung der Pflanzen, hemmt. Einbußen bei land- und forstwirtschaftlichen Kulturen wären möglich. Auch das Plankton im Meer – ein wichtiger Sauerstofflieferant und zugleich Nahrungsmittel für Fische – selbst Fischlarven – könnten Schaden nehmen. Letztlich hat ja die ultraviolette Strahlung sogar Einfluß auf die Alterung von Farben, Lacken und Plastwerkstoffen.

Ozonreicher Luft – in manchen Reiseprospekten kann man es bis heute lesen – schrieb man früher Heilkraft zu...

Diese Meinung reicht noch ins vorige Jahrhundert zurück, aber sie ist falsch. Das Gas Ozon ist in hoher Konzentration ein Gift. Es beeinträchtigt vor allem die Funktion der Atmungsorgane. So hohe Konzentrationen, daß sie schädlich sein könnten, treten zum Glück in unserem Raum nicht auf. Höhere Ozonwerte beobachtet man meist in stadtfernen Wald- und Gebirgslagen. Vielleicht ist das ein Grund dafür, daß man früher von „ozonreicher Waldluft" sprach. Die Messungen zeigen, daß die Ozonkonzentration bis zehn Kilometer Höhe, etwa bis dort, wo unsere Reiseflugzeuge verkehren, über Industrieregionen langzeitlich zunimmt. Auch unsere Meßergebnisse des bodennahen Ozons in der DDR belegen das. Seit Beginn der 80er Jahre stellen wir aber annähernd konstante Werte fest.

Die vertikale Verteilung des Ozons in der Atmosphäre wird mit Sonden gemessen. Sowjetische Meteorologen lassen sie hier im Polargebiet aufsteigen.

Worauf führen Sie diese zunehmenden Ozonkonzentrationen zurück?

Den Einfluß möglicher, natürlicher Ursachen wie veränderte Sonneneinstrahlung durch Bewölkungsänderungen kann man nicht ausschließen. Eine wesentliche Ursache für die Ozonzunahme in Bodennähe dürfte aber im höheren Ausstoß an Spurengasen wie Stickoxiden, Kohlenwasserstoffen und Kohlenmonoxiden bestehen. In der unteren Etage der Atmosphäre führt die chemische Umsetzung dieser Gase zur Ozonbildung. Die Spurengase entstehen beispielsweise durch Verbrennen von Kohle, Erdöl und Erdgas in Kraftwerken und durch Kraftfahrzeuge.
Bei bestimmten meteorologischen Bedingungen, so bei sommerlichen Hochdrucklagen, reichern sich solche Gase in der unteren Atmosphärenschicht an. Bedingt durch das ultraviolette Sonnenlicht wird nun zusätzlich zum normalen Bildungsprozeß Ozon erzeugt, und es können für Stunden oder Tage Spitzenwerte erreicht werden.
Das Ozon und andere Spurengase, beispielsweise die meisten FCKW, halten die langwellige Wärmestrahlung auf unserer Erde fest. Aus diesem Grunde trägt eine langfristige Zunahme des Ozons in der unteren Etage der Atmosphäre zum sogenannten Glashaus- oder Treibhauseffekt bei, denn alle Spurengase zusammengenommen erhöhen die Temperatur. Hinzu kommt das bei Verbrennungsprozessen entstehende Kohlendioxid. Es hilft ebenfalls mit, die untere Atmosphärenschicht zu erwärmen. Beide Aufheizkomponenten könnten zu einer globalen Temperaturzunahme um wenige Grad führen. Es könnte sich dabei regional die Niederschlagsmenge ändern. Für die Menschen, die in Gebieten mit extremen klimatischen Bedingungen leben, dort, wo es ohnehin schon große Probleme mit der Nahrungsmittelproduktion und der Trinkwasserversorgung gibt, würde eine Änderung des Klimas katastrophale Folgen haben. Aber auch für Europa hätte eine Klimaänderung nicht absehbare gravierende Konsequenzen: Der Meeresspiegel würde sich um etliche Zentimeter erhöhen, kalte Winter oder feuchte, heiße Sommer könnten häufiger auftreten. Welche Folgen beispielsweise für die Landwirtschaft... Weil aber noch viele Fragen offen sind, müssen gezielte (möglichst international abgestimmte) Forschungsprogramme zuverlässige und detaillierte Voraussagen möglicher Klimaänderungen liefern, damit rechtzeitig notwendige Maßnahmen ergriffen werden.

Welche internationalen Maßnahmen wurden denn eingeleitet, um solche nachteiligen Folgen zu verhindern?

Erst vor wenigen Tagen, genauer gesagt am 2. November, unterzeichneten 25 Staaten, darunter die DDR und die UdSSR, in Sofia ein Protokoll, das den für die Umwelt nachteiligen Ausstoß von Stickoxiden in die Atmosphäre begrenzen wird. Bis 1994 soll die Emission der Stickoxide auf den Stand von 1987 eingefroren und danach schrittweise reduziert werden. In der DDR war dieser Ausstoß 1987 mit 955 Kilotonnen recht gering, aber neue stickstoffarme Brenner für Dampferzeugungsanlagen und die Produktion eines schadstoffarmen Dieselmotors werden diese Menge weiter herabsetzen.
Es gibt aber auch andere Möglichkeiten, die Emission zu verringern, so Energie- und Kraftstoffeinsparung, Geschwindigkeitsbegrenzungen für Kraftfahrzeuge, neue Varianten in der städtischen Verkehrsorganisation. Man sollte bei Wartezeiten im Auto den Motor ausschalten. Hier ist auch der einzelne aufgerufen, seinen Beitrag zu leisten. Die Meteorologen aber sehen ihre wichtigste Aufgabe in der Überwachung der Konzentration

von Spurengasen. Von meiner Arbeitsstelle, dem Meteorologischen Hauptobservatorium, werden die Ergebnisse der täglichen Messungen des Gesamtozongehalts an internationale Datenzentren gemeldet. Dort treffen die Messungen von etwa 70 Stationen der Erde ein, zusätzlich von 30 Stationen in der Sowjetunion. Dazu kommen die Ergebnisse von Ballonsonden, die zum Beispiel ein- bis dreimal wöchentlich am Aerologischen Observatorium in Lindenberg bei Beeskow aufsteigen. Zu den Messungen des globalen Ozonbeobachtungssystems gehören die Satellitendaten, die ein detailliertes räumliches Bild über die globale Verteilung des Ozons liefern. Aus allen diesen Meßreihen ist es uns möglich, langfristige Aussagen über Veränderungen im Ozonhaushalt zu treffen. Solche Aussagen sind notwendig, um einschätzen zu können, wie gut die Modelle die in der Atmosphäre ablaufenden physikalischen und chemischen Prozesse beschreiben.

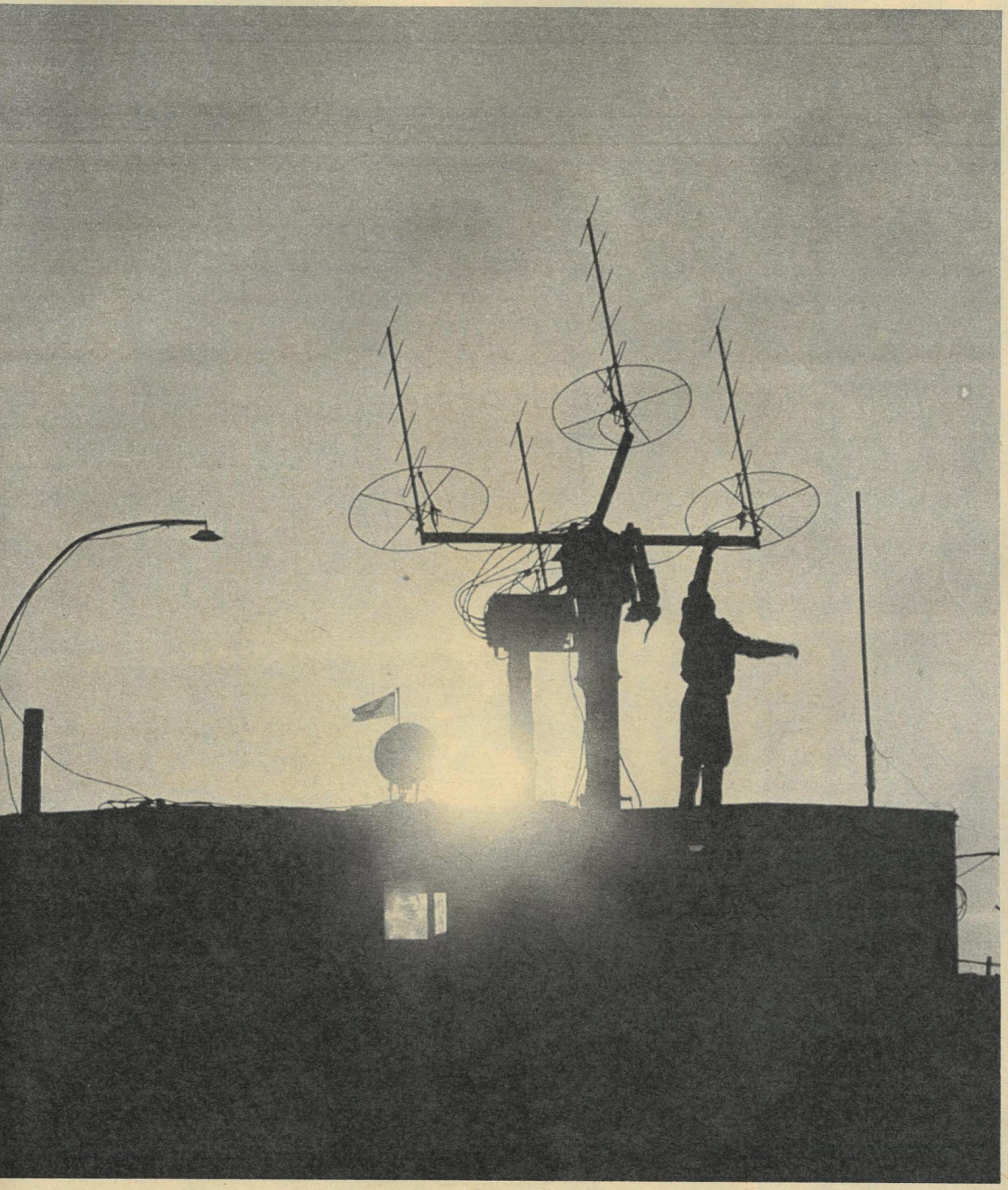
Sie sprachen von Maßnahmen, den Stickstoffoxidausstoß zu vermindern. Was aber wird mit den chlorhaltigen Gasen, die das „Ozonloch" in der Höhe aufreißen?

Weltweit gibt es Bemühungen, den Ausstoß von FCKW zu verringern. Auch bei uns. So hat die DDR schon vor einigen Jahren einen großen Teil der Treibgase in Spraydosen durch Butan und Propan ersetzt. Die UdSSR ist ebenfalls dabei umzurüsten. Weltweit wird aber der größere Teil chlorhaltiger Gase bei der Kühlmittelherstellung und beim Verschäumen von Kunststoffen eingesetzt. Hier müssen neue Stoffe oder noch besser abproduktarme Technologien oder geschlossene Stoffkreisläufe gefunden werden. Das geht nicht von heute auf morgen, denn auch Ersatzstoffe müssen erst auf ihre Eignung und auf Nebenwirkungen überprüft werden. Der Haushalt der Spurengase in der Atmosphäre, die wahrscheinlich das „Ozonloch" hervorrufen, wird uns wohl noch eine Weile beschäftigen.

Interview: Sonnhild Kutschmar

Eine der dreißig Stationen in der UdSSR, die bodengebundene Messungen des Ozons am Nordpol vornehmen.

Fotomontage S. 52/53: Detlev Steinberg.
Fotos: Detlev Steinberg, Volker Hohlfeld



Im nächsten Heft:

Die Pest des 20. Jahrhunderts

In aller Welt, so auch in der UdSSR, suchen Wissenschaftler nach einem durchschlagenden Mittel gegen AIDS.

Mit Pferd und per Floß

durch den wildromantischen Nordosten Kubas: FREIE WELT druckt exklusiv Auszüge aus dem Tagebuch des DDR-Geologen Andreas Zimmermann, der entlang dem Toa, dem schönsten Fluß der Insel, in der einzigen Landschaft Kubas unterwegs war, wo eine dem tropischen Regenwald ähnliche Vegetation herrscht.

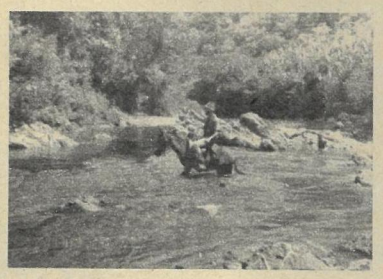


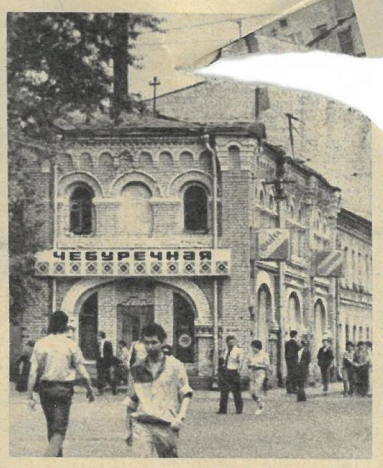
Foto: A. Zimmermann

Nur eine schöne Vision?

Hochrüstung, Hunger und Zerstörung der Umwelt sind die großen Probleme, vor denen die Menschheit steht. Gibt es für sie eine ungefährdete Zukunft?

Das Deutsche Viertel in Moskau

Auf den Reißbrettern der Moskauer Verkehrsplaner entsteht eine neue Variante für einen Ringstraßenabschnitt. Das Haus der Anna Mons, der Geliebten Peter I., sowie weitere Architekturdenkmale bleiben erhalten. Mehr über das Deutsche Viertel oder auch Lefortowo, wie man es in der Hauptstadt nennt, schreibt Wladimir Tschernyschow. Es fotografierte Volkmar Billeb.



Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Wer ist der wichtigste?

JANUAR

M	D	M	D	F	S	S
						1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30	31					

FEBRUAR

M	D	M	D	F	S	S
		1	2	3	4	5
13	7 14	8	9	10	11	12
		15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28					

Liebe Mädchen und Jungen!

Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 43 – macht euch mit Märchen aus der Sowjetunion bekannt. Wenn ihr die sechs Teile der Serie sammelt, könnt ihr euch am Ende einen Kalender basteln; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedesmal mitgemacht habt – das hier ist bereits die sechste Folge seit 1983 – dann habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr machen wir euch mit Märchen von Völkern bekannt, die im Kaukasus wohnen.

Illustration: Horst Bartsch